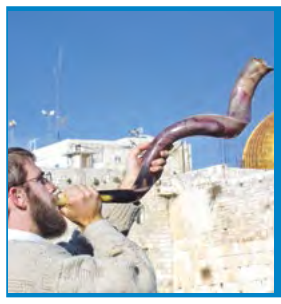
ISSN 2199-3572

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Nr. 9 (61) September 2019/ Elul 5779 -Tischri 5780 UNABHÄNGIGE MONATSZEITUNG · HERAUSGEGEBEN VON DR. R. KORENZECHER 3,70 €



Der König im Feld

Interessante Bräuche und inspirierende Ideen für die Vorbereitung zu Rosch Haschana

SEITE 37

Die neue Wiederbelebung judenfeindlicher Klischees

Der „Spiegel" reißt die Juden Deutschlands aus ihrer geglückten Integration und stempelt sie zu „Fremden".

SEITE 15

Marcello Mastroianni: Sohn einer jüdischen Mutter, Vater einer jüdischen Tochter

Zum 95. Geburtstag der Schauspieler-Legende

SEITE 24-25

KOLUMNE DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

gerade noch am Ende des vor uns liegenden Monats September leitet das diesjährige Neujahrsfest Rosh Hashana den Zyklus der hohen jüdischen Feiertage, der Yamin Noraim ein, der im Oktober nach zehn Tagen der inneren Einkehr mit dem Versöhnungsfest Yom Kippur seine Fortsetzung findet.

Für die Juden in Israel und der weltweiten Diaspora am Abend des 29. September das Jahr 5780.

Das jüdische Volk blickt nach Jahrtausenden wechselvoller und leidgeprüfter Geschichte, die es seit der Befreiung von pharaonischer Knechtschaft über die Gründung des antiken jüdischen Staates, die babylonische Vertreibung, griechische und römische Eroberungen, mehrmalige Zerstörungen seines Tempels und eine zwei Jahrtausende währende Vertreibung, in denen sich Römer, Kreuzritter, Araber, Osmanen und Engländer abwechselnd des jüdischen Stammlandes bemächtigt haben zu Beginn des neuen Jahres wieder mit Stolz auf seinen prosperierenden, vor 71 Jahren auf einem Teil seines historischen Gebietes wieder gegründeten, beispielhaft westlich und freiheitlich demokratischen Rechtstaat Israel.

Umgeben von einem Meer islamischen Unrechts und islamischer Gewalt in nahezu sämtlichst menschenrechtverachtenden Unrechtsregimen und Krisenherden garantiert Israel trotz Anfeindung und Vernichtungsbestreben durch viel seiner seine Nachbarn, ideologischer und judenfeindlicher Diffamierung und Delegitimierung durch große Teile unserer Politik einen Ort der Sicherheit, Stabilität und des Wohlergehens für alle seinen zwischenzeitlich über 9 Millionen Bürger, jüdisch und nichtjüdisch. Israel ist der einzige Staat im gesamten Mittleren Osten, in dem Muslime sicher vor der in ihren Stammländern herrschenden Willkür und Unterdrückung durch ihre eigenen Glaubensgenossen sind.

Die jahrtausendealte Tradition der hohen jüdischen Feiertage, die sowohl in Israel als auch von den Juden in aller Welt begangen werden, belegt einmal mehr, dass die Juden trotz Verfolgung und Schoah niemals ihre Identität aufgegeben haben und Israel weltweit einer der geschichtlich am längsten legitimierten Staaten auf seinem Staatsgebiet ist, einschließlich seiner gesamten und ungeteilten Hauptstadt Jerusalem, einschließlich des jüdischen Tempelbergs sowie einschließlich der jüdischen Regionen Judäa, Samaria und Galiläa.

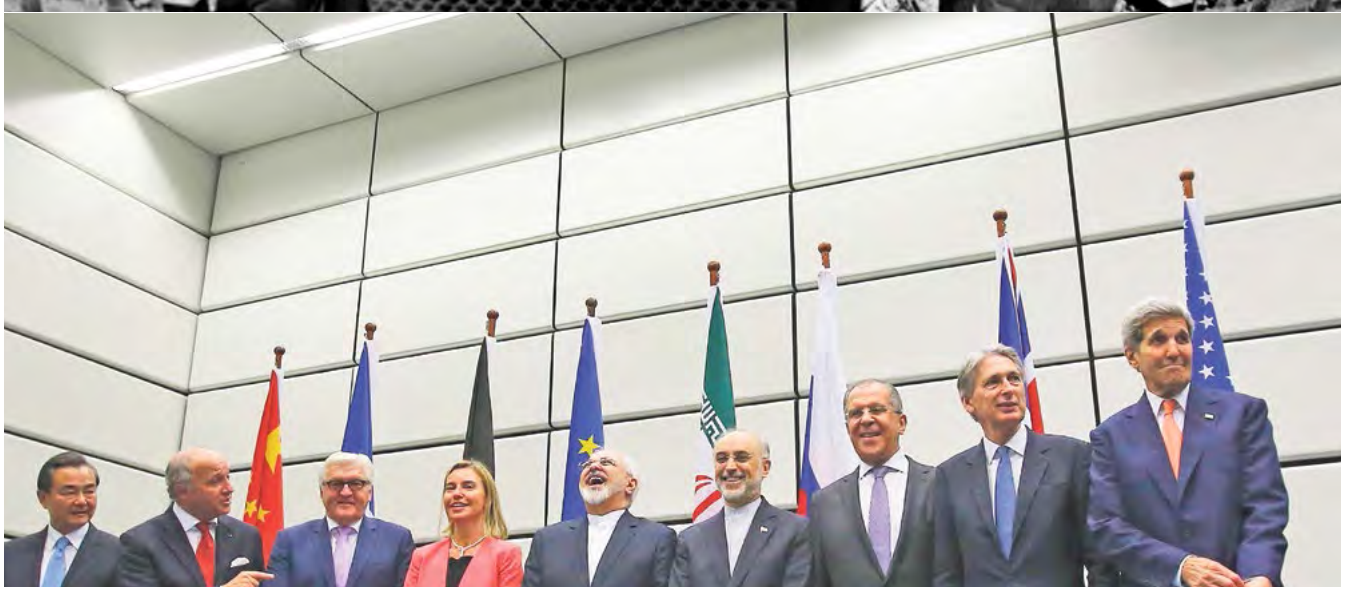
Fortsetzung Seite 2 ▶▶

Österreich 3,70 €; Italien 3,70 €; Schweiz 4,60 CHF; Luxemburg 3,80 €; Belgien 3,90 €; Niederlande 4,60 €; Slowakei 4,50 €; Slowenien 35 KN

09

4 198807 003709

80 Jahre danach: Nicht gezogene Lehren aus dem Zweiten Weltkrieg



Am ersten Tag im September diesen Jahres jährt sich zum 80. Mal der formelle Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, der die Weltordnung erheblich veränderte und für viele Länder und Völker, insbesondere für die Juden, zu einer großen Tragödie wurde. Bei dieser Gelegenheit, wie auch in den Jahren der vergangenen Jubiläen, wird es viele offizielle Veranstaltungen und unzählige politisch korrekte Reden über die gezogenen Schlussfolgerungen und die Unzulässigkeit der Wiederholung der blutigen Geschichte geben.

Natürlich wurden einige Lehren aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts gezogen, aber sie können kaum als zufriedenstellend bezeichnet werden. Wenn über die Schuld Hitlers und seines Regimes, die mit dem stillschweigenden Einverständnis und sogar der Unterstützung des deutschen Volkes die Welt in ein blutiges Massaker gestürzt hat, viel gesagt und geschrieben wurde, so ist die Rolle der anderen Akteure des Zweiten Weltkriegs weniger analysiert. Darüber hinaus unternehmen deren Nachkommen und in einigen Fällen auch die ideologischen Erben große Anstrengungen, um sicherzustellen, dass dieses Problem nicht zur Sprache kommt.

NKWD und Gestapo arbeiteten zusammen

Wenn der Ex-KGB-General Sergej Iwanow, der jetzt der Sonderbeauftragte des Präsidenten der Russischen Föderation für Umweltschutz ist (und gleichzeitig die russisch-militärhistorische Gesellschaft leitet, welche heute als die höchste Instanz der historischen Wahrheit in Russland gilt), vor dem 75. Jahrestag des Sieges lange Ausführungen voller Rechtfertigungen, ja Unvermeidlichkeit der Unterzeichnung des Molotow-Ribbentrop-Pakts vorbringt, dann ist es klar, dass das Ziel darin besteht, die Behauptungen derjenigen Historiker zu entkräften, welche es wagen, Stalins Bündnis mit Hitler als Prolog zur Teilung Europas und zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zu bezeichnen; Historiker, die erwähnen, dass die Wehrmacht in vielerlei Hinsicht mit Unterstützung der UdSSR gefördert wurde, dass der NKWD vor Ausbruch des Krieges eng mit der Gestapo zusammenarbeitete und der „Führer" zum Teil deshalb an die Macht kam, weil Stalin den deutschen Kommunisten verbot, bei den Reichstagswahlen mit den Sozialdemokraten zu koalieren. Ganz zu schweigen davon, wessen Idee es war, Konzentrationslager einzurichten. Natürlich liegt die entscheidende Rolle bei der Zerschlagung des Nationalsozialismus beim sowjetischen Volk und der sowjetischen Armee; man soll aber nicht vergessen, dass die sowjetische Führung maßgeblich zum Erstarken des Hitlerreiches beigetragen hat.

Es ist sehr bedauerlich, dass Russland nicht nur nicht bereit ist, dies zuzugeben, sondern erneut versucht, internationale Politik mit stalinistischen Methoden zu betreiben und sein aggressives Handeln als „Schutz der brüderlichen slawischen Bevölkerung" verklärt.

Fortsetzung auf Seite 2 ▶▶

◀◀ Fortsetzung von Seite 1

80 Jahre danach: Nicht gezogene Lehren aus dem Zweiten Weltkrieg

Die ehemaligen Alliierten üben sich in Appeasement gegenüber Israel-Feinden – Russland leugnet seine anfängliche Kollaboration mit den Nazis

Noch bedauerlicher ist jedoch, dass auch der Westen keine Lehren hieraus gezogen hat. Und heutige Merkels und Macrons, die vor Kriegstreibern von heute gerne kuschen (und die Putins Aggression erst in Georgien, dann in der Ukraine nur am Rande, mit ein paar Worthülsen „verurteilt“ haben), werden so in menschlicher Erinnerung bleiben: Wie die feigen Chamberlain und Daladier, die ihre Verbündeten verraten haben, um Hitler zu besänftigen und die deutsche Aggression in den Osten zu lenken.

Und nur Churchill, der an keine heute bei westlichen Politikern so beliebte „diplomatische Lösung“ glaubte, hatte den Mut, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen und ihnen „Blut und Tränen“ zu versprechen statt die Lüge „Ich brachte ihnen den Frieden!“ zu verbreiten. Und genau deswegen blieb Großbritannien der einzige Staat in Europa, der einen nationalsozialistischen Invasionsversuch überstanden hat, während die Bevölkerung vieler europäischer Länder, die heute mit ihrer „glorreichen“ Geschichte aufwarten wollen (wie z. B. die Franzosen), aktiv mit den Besatzern zusammenarbeiteten – auch bei der Vernichtung der Juden.

Es scheint, dass die Juden – zumindest jene, die in Israel leben –, die wenigen sind, die wirklich die wichtigste Lehre aus dem Zweiten Weltkrieg gezogen haben. Im Gegensatz zum Westen ist Israel nicht bereit Aggressoren zu besänftigen, auch wenn es von der gesamten „progressiven Weltgemeinschaft“ dazu aufgefordert wird. Daher zögert der israelische Minister Gilad Erdan nicht, das Europäische Parlament als „Plattform für die Propaganda des Terrorismus“ zu bezeichnen, wo ein Vertreter der terroristischen Organisation PFLP (Volksfront für die Befreiung Palästinas), der Schriftsteller Khaled Barakat, zu Wort kommt (Barakat wird vorgeworfen, „dass er Terroristen rekrutiere, Terrorgelder aus dem Libanon nach Belgien transferiere und PFLP-Mitgliedern dabei geholfen habe, von der Terroristengruppe Hisbollah ausgebildet zu werden“ so „Fokus Jerusalem“ am 22. Juli 2019, - Anm. d. Übers.) Und der Chef der israelischen Regierung Benjamin Netanjahu reagiert auf die Erklärungen der EU-Außenministerin Federica Mogherini über die Notwendigkeit der Umsetzung der mit Teheran getroffenen Vereinbarungen über den „Atomvertrag“ mit dem Verweis auf die Geschichte:

„Die Reaktion der Europäischen Union auf den Verstoß Irans gegen die Bedingungen des Abkommens erinnert an die Demut der Europäer in den 1930er Jahren. Es scheint, dass die Europäer nicht aufwachen werden, bis iranische Atomraketen auf ihre Länder fallen. Aber dann wird es zu spät sein.“

Aus dem Russischen von Irina Korotkina

◀◀ Fortsetzung von Seite 1

KOLUMNE DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Es ist an Zynismus nicht zu überbieten, dass gerade der jüdische Staat Israel zur Zielscheibe einer weltweiten, vor allem von der verlogenen UN(nütz)-Organisation (UNO) angeführten Delegitimierungs-Kampagne geworden ist, während Eroberer und islamische Landusurpatoren, die große Teile ihrer Staatsgebiete – wie etwa die Türkei und viele andere mehr – erst in jüngster Geschichte zusammengeraubt haben, diese unangefochten behalten dürfen und von unseren westlichen Selbstaufgabe-Politikern dabei sogar noch ermutigt und hofiert werden.

Das Ende eines alten und der Anfang eines neuen Jahres ist auch stets der richtige Zeitpunkt, vor allem Ihnen zu danken, dass sie unserer mittlerweile im fünften Jahr erscheinenden JÜDISCHEN RUNDSCHAU die Treue gehalten haben und wir dank Ihres Interesses und Ihres Zuspruchs viele neue Leser gewinnen konnten. Unsere Redaktion und ich werden auch im neuen Jahr 5779 alles dafür tun, um dem Anspruch unserer Leser zu entsprechen und unsere Lesergemeinde weiter wachsen zu lassen.

Gefreut hat uns vor allem Ihre Zustimmung zu unserer eindeutigen und kompromisslosen Positionierung für die Erhaltung unserer durch Aufklärung und Revolutionen hart erkämpften freiheitlichen abendländischen Kultur und für die entschiedene Verteidigung unseres Lebensraums in einem freien, demokratischen und verfassungsgesicherten Europa, frei von tradiertem Antisemitismus jeder Couleur und frei von Terror, islamischer Gewalt und intolerantem, Demokratie- und Juden-feindlichem Hoheitsanspruch eines entfesselten, durch und durch rassistischen, fanatischen Islam.

Während unsere Politik und unsere Mainstream-Medien unvermindert bemüht sind, die diesbezüglichen Vorkommnisse und Risiken totzuschweigen oder kleinzureden, gegen besseres Wissen die vollkommen offensichtliche Verbindung des nahezu allgegenwärtigen Terrorgeschehens zum Islam vorsätzlich zu vernebeln und zu leugnen, beherrschen islamischer Terror und Hegemonialanspruch mit zunehmender Stärke des weiterhin nahezu ungebremst wachsenden islamischen Bevölkerungsanteils in Deutschland und fast überall in den Islam-Einlass-Staaten Westeuropas immer mehr das tägliche Geschehen.

Besonders der Monat September ist von einer Reihe historischer Ereignisse geprägt, von denen einige an dieser Stelle wegen ihrer besonderen tragischen Bedeutung, mit der sie unsere und auch die jüdische Lebenswelt nachhaltig bis heute verändert haben, hervorgehoben werden sollen.

Am 1. September 1939, der sich gerade in diesem Jahr zum 80. Mal gejährt hat, überschritten deutsche Truppen die Grenze des polnischen Nachbarn. Mit dem gänzlich unprovozierten Überfall und Eroberungsfeldzug gegen Polen stürzte das damalige Nazi-Deutschland – gestützt und bejubelt von der überwiegenden Mehrheit der Deutschen – Europa und weite Teile der Welt nur 19 Jahre nach Ende des ebenfalls von Deutschland verursachten Ersten Weltkriegs in den noch blutigeren und grausameren Zweiten Weltkrieg, der 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation und Zerschlagung des deutschen Hitlerreiches endete.

In sechs Jahren brutalsten Krieges, in dessen Verlauf Deutschland auch die damalige Sowjetunion überfiel, wurde Deutschland schuldig an einer hohen zweistelligen Millionenzahl toter und verletzter Kriegsopfer, darunter über 20 Millionen Russen, sowie vor allem an der entmenschten, industriell systematisierten Entrechtung, Erniedrigung, Folterung und Ermordung von 6 Millionen vollkommen unschuldiger deutscher und europäischer Juden.

Das Massaker von Babi Jar

Ende September jährt sich zum 78. Mal auch das grauenvolle Massaker von Babi-Jar, dessen unschuldigen Opfern in diesen Tagen vor dem Ausklang des alten jüdischen Jahres unser Andenken gilt. Diese Schlucht bei Kiew war 1941 der Schauplatz der größten einzelnen Erschießungsaktion an jüdischen Männern, Frauen und Kindern im Zweiten Weltkrieg. Unter der Verantwortung der Wehrmacht wurden am 29. und 30. September 1941 mehr als 36.000 Juden ermordet. In den Tagen vor dem industriellen Massenmord mit Giftgas wurden die Morde an Juden von Wehrmacht und SS noch hauptsächlich mit Schusswaffen verübt. Die 6. Armee unter Generalfeldmarschall Walter von Reichenau, die bereits in den Monaten zuvor der SS bei den Judenmorden zur Seite stand, half auch bei der Planung und Durchführung dieser Vernichtungsaktion. Keiner der Offiziere der Wehrmacht, die sich an Vorbereitung, Durchführung oder Vertuschung des Massakers beteiligt hatten, musste sich in der Folge jemals vor Gericht verantworten.

Der Zweite Weltkrieg hat mit den Millionen ermordeter jüdischer Menschen auch die Jahrhunderte alte Kultur und Sprache der osteuropäischen Juden vernichtet, die politische Karte und die politischen Systeme Europas und des Nahen Ostens bis in die heutige Zeit grundlegend verändert und den Grundstein für den Kalten Krieg und die meisten bis in die heutige Zeit hineinwirkenden Konflikte und Gefahrenherde unserer Welt gelegt.

Von größtem Einfluss für unser heutiges Geschehen, für die Kriege und blutrünstigen, gewalttätigen zivilen Auseinandersetzungen in den arabischen, nahezu ausnahmslosen „failed states“ und den fanatischen, menschenrechts-verachtenden, rückschrittlichen islamischen „G'ttesstaaten“, für die islam-legitimierten Mordbanden im Nahen Osten sowie für den seit Jahren mit zunehmender Intensität wachsenden weltweiten, nun auch in Europa grassierenden islamischen Terror, ist der sich am 11. September zum 18. Mal jährende, mehrere Tausend unschuldige zivile Todesopfer, auch viele jüdische Menschen, verantwortende islamische Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center und andere inner-amerikanische Ziele.

Die gebündelten islamischen Anschläge des „September-eleven“ 2001 haben die amerikanische Nation und die ganze westliche Welt erschüttert sowie in der Folge die politischen Geschehnisse der Welt nachhaltig bis heute beeinflusst.

Abermaliges Appeasement

Unterstützt durch eine fahrlässige und suizidale Islam-Appeasement-Politik unserer gegenwärtigen westlichen Führungen erodieren unsere bislang noch freiheitlichen demokratischen Systeme zusehends. Eine zunehmende Anzahl islamisch dominierter, nahezu rechtsfreier No-Go-Areas innerhalb der europäischen Städte, deutlich gefühlter Mangel an innerer und äußerer Sicherheit und Angst vor weiterem islamischen Terror verändern spürbar das Verhalten und das politische Votum der sich von ihren bislang gewählten politischen Vertretern im Stich gelassen fühlenden westeuropäischen und nunmehr, wie die letzten Landtagswahlen überdeutlich ausweisen auch deutschen Wähler.

Neben der erforderlichen wertkonservativen Ausrichtung führt das leider auch zu den von hier aus lange vorausgesagten reaktiven Erstarken des rechtsextremen Randes in unseren Gesellschaften, was neben der unser Rechtssystem verachtenden und massiven Judenhass verbreitenden Islamisierung gegebenenfalls und dauerhaft auch zu einer weiteren ausschließlich durch die etablierten Parteien verursachten Verstärkung tradierter antisemitischer Ausfälle geführt hat und noch weiterführen kann.

Wie wenig sich auch der linke Juden-Vorbehalt von dem tumben rechtsextremen Antisemitismus und dem Judenhass vieler Muslime unterscheidet, zeigen die kürzlichen Juden-ausgrenzende, dämonisierende und dem Vergleich mit dem Nazi-Blatt „Stürmer“ durchaus standhaltenden Veröffentlichungen des über die deutschen Grenzen gut bekannten Wochenmagazins „Der Spiegel“.

Wie die nach den soeben abgelaufenen, verheerend für die etablierten Parteien ausgefallenen Landtags-Wahlen in Sachsen aber auch in Brandenburg vorgenommenen Eigen-Bewertungen der Verlierer Parteien ausweisen, betrachten die Verlierer den Wahlausgang aus unerfindlichen Gründen als Aufforderung ihre suizidale und Vernunft-verlassene Politik beizubehalten, wenn nicht gar zu verstärken.

Ganz offensichtlich begreifen die verbohrt blinden und von jedem politischen Instinkt verlassenen Amtsträger der etablierten Parteien und Totengräber unserer freiheitlich westlichen, wundervollen pluralistischen Nachkriegs-Demokratie in ihrer überheblichen Arroganz gegenüber dem Wahlbürger immer noch nicht ihre eigene dumm-suizidale, falsch verstandene Gutmensch-Politik und ihre hier an dieser Stelle und in der JÜDISCHEN RUNDSCHAU schon oft und seit langem betonte ausschließliche Verantwortung an der massiven, noch nicht einmal annähernd zu Ruhe gekommenen Abwanderung der Wähler.

Eine krachende Niederlage als Sieg zu verkaufen, nur weil das letzte kosmetische Pünktchen an dem Sieg der neuen Opposition fehlt, ist nicht nur dreist, armselig und unlauter, es ist auch selbst für die politischen Zwecke der bisher etablierten Parteien kontraproduktiv.

Faktum ist – die gegenwärtige Regierung hat nicht nur in den Ländern versagt. Die in hohem Bogen erfolgte Abwahl gilt nicht zuletzt auch ihr.

Zwar wird beispielsweise in Sachsen das Zusammenkehren der Splitter und deren Hinzu-Addition zu der gerupften CDU wohl – gerade mal so – eine Koalition der Wahlverlierer ermöglichen. Aber da wird zusammenkommen, was nicht zusammengehört und sich weiter auf den Bund auswirken.

Dazu werden sich die linken und grünen Königsmacher überproportional teuer ver-

Fortsetzung auf Seite 11 ▶▶

Der kaum beachtete Regenwald-Zerstörer Evo Morales

Boliviens sozialistischer Urwald-Abfackler Morales bekommt nur einen Bruchteil der Schelte, die die Leitmedien dem vermeintlichen „Rechtspopulisten“ und Israel-Freund Bolsonaro zuteilwerden lassen.

EVARISTO SA , AFP

AIZAR RALDES, AFP

Der brasilianische Präsident Jair Bolsonaro und sein bolivianischer Amtskollege Evo Morales.

Von Markus Kassel

Am Amazonas brennt an vielen Stellen der Regenwald. Schlimm! Die Medien berichten darüber. Gut! Aber warum berichten die Medien so, wie sie berichten? Weil sie auf die Naturzerstörung aufmerksam machen wollen? Nein!

Denn dann müssten sie nicht fast ausschließlich über die Feuer in Brasilien, sondern über die Waldbrände in allen betroffenen südamerikanischen Ländern gleichermaßen berichten. Dann müssten sie insbesondere ebenso über die ähnlich intensiven Brände in Bolivien, dem Land des linksautoritären Machthabers Evo Morales informieren. Dann hätte es auch in den Vorjahren Artikel über die immer wiederkehrenden und ähnlich schlimmen Brände in der südamerikanischen Trockenzeit von Juli bis Oktober gegeben. Dann wären auch Berichte über die zahlreicheren alljährlichen Feuersbrünste in Afrika, Mittelamerika und Südostasien zu erwarten gewesen.

Die gesamte Berichterstattung der größten europäischen Medien zeigt eins ganz deutlich: Es geht nicht um die alljährlichen Waldbrände, sondern einzig und allein darum, den neuen brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro zu diffamieren und als „Regenwald-Zerstörer“ beziehungsweise „Klimasünder“ darzustellen. Jair Bolsonaro betreibt nämlich nicht die Politik, die sich die zumeist linken Journalisten wünschen – ähnlich wie Donald Trump.

Wichtige Infos an versteckter Stelle

Linke oder kommunistische Politiker werden von linken Journalisten äußerst selten kritisiert. Bis zum vergangenen Wochenende gab es lediglich in einer Handvoll Artikel des freien Lateinamerika-Korrespondenten Tobias Käufer – und dort auch nur in versteckten Passagen und Schlussabsätzen – Reste von objektivem Journalismus mit wichtigen Informationen zur Beurteilung der politischen Verantwortlichkeiten:

„Die Welt“, 19. August 2019:

„Bolsonaro hat die heute international so scharf kritisierte Ausrichtung der brasilianischen Wirtschaftspolitik nicht erfunden. Die Grundlagen dafür legte der sozialistische Vorgänger Lula da Silva, der von 2003 bis 2011 amtierte. Unter keiner anderen Präsidentschaft wurden im laufenden Jahrhundert so gigantische Flächen Regenwald abgeholzt wie unter Lula: 2004 waren es 27.000 Quadratkilometer.“

„Stuttgarter Nachrichten“, 22. August 2019:

„Auch im Nachbarland Bolivien brennt es lichterloh. Präsident Evo Morales hatte erst vor wenigen Wochen per Dekret grünes Licht für Abholzungen in zwei Amazonas-Provinzen gegeben. Profitieren sollen davon Viehzüchter, die Fleisch nach China exportieren wollen. Die Tageszeitung ‚El Deber‘ berichtet, Bolivien habe in fünf Tagen so viel Wald verloren wie im ganzen Jahr zuvor. Umweltschützer hatten den Kurs von Morales in den vergangenen Monaten scharf kritisiert, doch sie finden in der vor allem auf Brasilien konzentrierten internationalen Berichterstattung kaum Gehör.“

Typisch für den größten Teil der Medien ist die Berichterstattung der ARD-„Tagesthemen“: Am 24. August erweckte die Redaktion den Eindruck, als würde es nur in Brasilien brennen und als wäre Bolsonaro der einzig Schuldige.

Von den Medienmachern wird zudem suggeriert, dass Südamerika kurz vor dem Weltuntergang stehe und die diesjährigen Brände – im ersten Amtsjahr von Bolsonaro – außergewöhnlich und einzigartig seien. Das ist falsch.

Vertrauen in Medien schwindet weiter

In mehreren Jahren, zum Beispiel 2005 und 2010 waren die Brände zahlreicher und intensiver. Noch 2016 waren sie im Monat August ähnlich zahlreich wie 2019. In fast allen Medien wird aber nur mit dem relativ „harmlosen“ Vorjahr 2018 verglichen.

Auf der NASA-Internetseite kann man sich außerdem Satellitenbilder aller Brände weltweit zwischen 2000-2019 im Schnelldurchlauf anzeigen lassen. Es ist leicht zu erkennen, wie normal die alljährlichen Feuer in Südamerika (meist natürlichen Ursprungs) sind und wie unbedeutend sie beispielsweise neben den immer wiederkehrenden Großbränden in Afrika wirken.

Die momentane Berichterstattung über die Brände in Südamerika ist ein gutes Beispiel für tendenziösen Sensationsjournalismus. Ein Großteil der europäischen Medien und Nachrichtenagenturen will anscheinend Panik machen und Ängste schüren, um so den Ruf unliebsamer Politiker zu ruinieren, hohe Klickzahlen im Internet zu generieren und Umsätze zu steigern. Auf eigene Recherchen verzichtet man gerne, wenn dabei Tatsachen ans Licht kommen könnten, die dem eigenen Weltbild widersprechen. Leider schwindet damit das Vertrauen in die Medien weiter.

Die unglaubliche Unterstützung 16 moslemischer Staaten für China

Die Volksrepublik zwingt Muslime in Gefangenenlagern zu Schweinefleisch-Konsum. 16 moslemische Staaten unterstützen diese Maßnahme in einem offenen Brief.

Von Daniel Greenfield

Johannes EISELE, AFP

Chinesische Wachleute überwachen moslemische Bürger in West-China.

Der Krieg der Briefe begann, als 22 Länder einen Brief an den Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen verfassten, in welchem sie die Behandlung der Uiguren und „anderer muslimischer Minderheitsgemeinden" durch China verurteilten. Der Brief zur Verteidigung der muslimischen Uiguren in Xinjiang, war von Frankreich, Deutschland, Kanada, Schweden und weiteren 18, zumeist westlichen und europäischen Ländern unterzeichnet worden.

Die Frage nach den fehlenden muslimischen Ländern klärte sich, als die Volksrepublik China mit einem eigenen, durch 37 Länder unterzeichneten Brief, zurückschoss. Dieser Brief zur Verteidigung des chinesischen Durchgreifens gegen den Islam war von 16 muslimischen Ländern unterzeichnet.

Während einige der muslimischen Unterzeichneten aus afrikanischen Ländern stammten, war der Brief auch durch die Botschafter der führenden arabischen Regierungen, einschließlich Katars, Ägyptens, Saudi-Arabiens, der Vereinten Arabischen Emirate, Syriens und Kuwaits unterzeichnet worden. Und auch Pakistan, das weltweit zweitgrößte muslimische Land, hatte unterschrieben.

Kein Zweifel:
Die wichtigsten muslimischen Regierungen hatten sich nicht nur mit abstraktem Lob der Menschenrechte in China begnügt. Vielmehr hatten sie das chinesische Durchgreifen gegen Muslime in Xinjiang explizit verteidigt.

„Der schweren Herausforderung von Terror und Extremismus gegenüberstehend, hat China in Xinjiang eine Reihe von Anti-Terror- und Deradikalisierungs-Maßnahmen ergriffen, einschließlich der Einrichtung von Berufsausbildungs- und Trainingszentren", heißt es in dem Schreiben. „In den letzten drei aufeinanderfolgenden Jahren gab es in Xinjiang keinen einzigen terroristischen Angriff und die Menschen dort genießen ein stärkeres Gefühl von Zufriedenheit, Erfüllung und Sicherheit".

China hat die moslemischen Staaten im Griff

Der Krieg der Briefe hat die westlichen Regierungen gedemütigt, denn es war ihnen nicht gelungen, auch nur ein einziges muslimisches Land dazu zu bewegen, sich ihrer schriftlichen Kritik am Durchgreifen Chinas gegen Muslime anzuschließen. Und er hat die muslimischen Unterzeichneten gedemütigt, welche deutlich machten, dass China sie, bis hin zur Befürwortung eines Durchgreifens gegen den Islam, einschüchtern konnte.

Die Vorstellung der Volksrepublik China von Deradikalisierungs-Maßnahmen schloss angeblich mit ein, Muslime zum Alkohol- und Schweinefleisch-Konsum zu zwingen, wie auch ein Verbot von Bärten, Hijabs und des Namens Mohammed.

Selbst Katar, dessen Al-Jazeera-Propagandasender über Unterdrückung in Xinjiang berichtet hatte, war letztendlich gezwungen, ein Schreiben zu unterzeichnen, das letztlich leugnete, was die eigenen Medien berichtet hatten.

Die Uigur-Muslime sind eine Turk-Minderheit, ihre Islamisten wollten einen separatistischen turk-islamischen Staat errichten und das islamistische Regime in der Türkei hatte sich für ihre Ziele eingesetzt. Erdogan, der islamistische Schurke, der die Türkei regiert, hatte China in der Vergangenheit des Genozids beschuldigt. Dieses Jahr hatte der Sprecher des türkischen Auswärtigen Amts Chinas Durchgreifen gegen die Islamisten als „schweren Grund der Scham für die Menschheit" bezeichnet. Der Sprecher hatte China angeklagt, in Konzentrationslagern Folter und Gehirnwäsche anzuwenden.

Auch Erdogan zieht vor China den Schwanz ein

Aber dann reiste Erdogan, der aggressivste nationale Exponent der islamistischen Sache in der Region, nach China und erklärte „Fakt ist, dass die Völker der chinesischen Xinjiang-Region zufrieden in Chinas Entwicklung und Wohlstand leben". Dann trug er Kritikern auf, zu schweigen, um die türkischen Beziehungen zur Volksrepublik China nicht zu gefährden.

Die Volksrepublik China hatte somit für ihr Durchgreifen gegen den Turk-Nationalismus die Komplizenschaft des lautesten türkischen Nationalisten der Welt erwirkt, und für ihre erzwungene Säkularisierung von Muslimen die Unterstützung des Tyrannen gewonnen, der die Türkei von einer säkularen Demokratie zu einer islamistischen Bananenrepublik gemacht hat.

Einen größeren diplomatischen Triumph kann man sich schwer vorstellen!

Schlussendlich wurden auch die Vereinigten Staaten, die keines der Schreiben unterzeichnet hatten, die aber – obschon sie muslimischen Ländern Schutz und Milliarden von Dollar an Auslandshilfe haben zukommen lassen – wiederholt für ihre limitierten Antiterror-Anstrengungen angegriffen worden waren, die hinter allem, was die Volksrepublik China getan hat, zurückbleiben, durch diese Briefe gedemütigt.

Katar, Pakistan, die Türkei und Saudi-Arabien sind schon lange ein Dorn im Auge der Vereinigten Staaten, da sie islamistische Terroristen im Ausland unterstützen, in den USA Subversion finanzieren und unsere Antiterror-Maßnahmen kritisieren.

Was hat China, das wir nicht haben?

Wenige der 16 muslimischen Staaten auf der Liste sorgen sich wegen der Militärmacht der Volksrepublik China. Stattdessen hat die kommunistische Diktatur seine wirtschaftliche Macht in ihrem nationalen Interesse in Schwung gebracht.

Man hat auch klargestellt, dass man Kritik an innenpolitischen Angelegenheiten nicht dulden würde.

China ist es nicht nur gelungen muslimische Länder, sondern die weltweiten Sponsoren des Islamismus dazu zu bringen, seinen Brief zu unterzeichnen, da diese verstanden haben, dass es einen signifikanten wirtschaftlichen Preis hätte, die Volksrepublik China zu verärgern.

Die Vereinigten Staaten verteilen Auslandshilfe und Handelsabkommen an Staaten – egal, was diese machen.

Nachdem sie dabei erwischt worden waren, Osama Bin-Laden zu beherbergen, geben wir immer noch mindestens 370 Millionen US-Dollar Auslandshilfe an Pakistan. Das ist zwar weniger als die 2,7 Milliarden im Höhepunkt der Obama-Ära, aber es ist dennoch keine kleine Summe.

Die Volksrepublik China würde niemals 370 Millionen US-Dollar an ein Land austeilen, das daran beteiligt ist, ihre nationale Sicherheit zu unterminieren.

Aber in den Vereinigten Staaten ist es beinahe unmöglich, Auslandshilfe für ein Land zu stoppen – egal, wie furchtbar es ist. Je schlechter uns ein Land behandelt, desto mehr strengen wir uns an, dieses Land mit extensivem Entgegenkommen für uns zu gewinnen.

So sitzt das amerikanische „Combined Air Operations Center" nach wie vor auf dem Luftwaffenstützpunkt Al Udeid, obwohl die Katarer Jahrzehnte damit zugebracht haben, und zu demonstrieren, dass sie genau die Dschihadisten unterstützen werden, die wir bekämpfen. Wir hatten angefangen, diese Basis zu nutzen, selbst nachdem ein Mitglied der königlichen Familie in Katar dabei erwischt wurde, Khalid Shaikh Mohammad, den Al-Kaida-Drahtzieher der Anschläge vom 11. September, zu beherbergen.

Die Volksrepublik China betrachtet Beleidigungen und Drohungen nicht als Anreiz, jemandem entgegenzukommen. Stattdessen nutzt sie wirtschaftliche Schlagkraft dazu, zu belohnen oder zu bestrafen, je nachdem, wie das jeweilige Land sie behandelt.

Von all den glänzenden Derivatprodukten aus China könnte dies etwas sein, was wir vielleicht nachmachen sollten.

Die amerikanische Diplomatie hat eine fantastische Leistungsbilanz des Scheiterns. Das einzige, wobei sie jemals wirklich Erfolg zu haben scheint, ist Geld zu verteilen und unsere nationalen Interessen aufzugeben, um bedeutungslose globale Ziele zu erreichen.

Dies beinhaltet auch unsere kläglichen Bemühungen, für die Islamisten in Xinjiang zu agitieren.

China will nicht die Welt retten

Die Volksrepublik China widmet ihre Diplomatie nicht der Rettung des Planeten, der Beendigung aller Kriege oder sonst irgendetwas von dem wahnhaften Unsinn, der amerikanische Diplomaten zwischen teuren Mittagessen und sinnlosen Konferenzen beschäftigt. Ihre Diplomatie ist ein stumpfes Instrument, mit welchem einfache Zwecke erreicht werden sollen. Und das macht sie wesentlich effektiver.

Der Krieg der Briefe zeigte, dass China 16 muslimische Länder dazu rekrutieren konnte, zu befürworten, dass Muslime gezwungen werden, Schweinefleisch zu essen, während die westlichen Länder noch nicht mal eines dazu bringen konnten, den Widerspruch zu unterschreiben.

Diese diplomatische Demütigung sollte lehrreich sein. Leider wird sie die Europäer nichts lehren. Aber der Krieg der Briefe birgt wichtige Lektionen für Amerika.

Amerika verbringt eine Menge Zeit damit, sich darüber zu sorgen, geliebt zu sein. Unsere Diplomatie ist darauf ausgelegt, die Welt davon zu überzeugen, uns zu lieben. China muss nicht geliebt werden. Man entschuldigt sich dort nie für seine Stärke.

Wir sollten aufhören, uns für unsere Stärke zu entschuldigen. Und anfangen, unsere nationalen Interessen an erste Stelle zu stellen.

Übersetzung aus den Englischen von Jan Bentz

Moderne Sklaverei: Gastarbeiter in Katar

Geld des Ausbeuter-Staates und subversiven Terrorismus-Unterstützers Katar nimmt der Westen gerne an – und die heruntergekommene UNO lobt die Menschenrechtslage in der Golf-Diktatur.

Von Stefan Frank

Ausländische Arbeiter stehen vor einer Ausländer-Siedlung für 16.000 Arbeiter in Katar.

Arbeitsmigranten in Katar haben Anfang August an mindestens zwei Tagen trotz Verbots gestreikt und auf der Straße demonstriert. Im April hatte es bereits ähnliche Proteste gegeben, dabei waren auch Autos umgeworfen worden. Streiks sind ein seltenes Ereignis in dem Emirat, in dem 2,6 Millionen Menschen leben – 300.000 katarische Bürger und 2,3 Millionen Ausländer, zumeist Gastarbeiter. Der Ausstand und die Proteste richteten sich gegen die üblen Arbeitsbedingungen, u.a. auf den Baustellen für die Fußballweltmeisterschaft 2022.

Tausende hätten an zwei Demonstrationen teilgenommen, schrieb die britische Tageszeitung „Daily Telegraph“, die als eine der wenigen großen westlichen Zeitungen darüber berichtete. Mit den Protesten wollten die Arbeiter darauf aufmerksam machen, dass viele von ihnen seit Monaten keinen Lohn erhalten haben, zudem richteten sie sich gegen die Arbeitsbedingungen. Ein Video zeigt einen langen Umzug von Menschen in gelben Westen, der offenbar auf einer Schnellstraße in der Nähe der Hauptstadt Doha stattfand. Auf Twitter sind auf den 7. August datierte Fotos des Ereignisses zu sehen. „Wir sind seit vier Monaten nicht bezahlt worden und hatten seit 2013 keinen Urlaub“, zitiert der „Telegraph“ einen Demonstranten. „Das Wasser, das wir bekommen, ist für menschlichen Verzehr untauglich.“

Ein System der Ausbeutung

Seit der umstrittenen Vergabe der Fußballweltmeisterschaft an Katar blickt die Welt etwas genauer auf das Emirat; immer wieder gibt es Berichte über sklavereiähnliche und mörderische Arbeitsbedingungen – ohne dass dies aber die Lage der Arbeiter in irgendeiner Weise verbessert hätte (von der Regierung angekündigter Reformen zum Trotz). Arbeiter müssen in sengender Hitze schuften, Löhne werden oft nicht gezahlt, trotzdem bleiben die Arbeiter der Firma weitgehend rechtlos ausgeliefert – oft für einen Zeitraum von bis zu fünf Jahren. Letztes Jahr gab es Reformen, die das sogenannte kafala-System lockern sollten, für viele Arbeiter aber bleibt es gültig.

Das Kafala (Sponsoren-)-System wurde in den 1950er Jahren eingeführt, um das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Wanderarbeitnehmern in vielen Ländern Westasiens zu regeln und ist – laut der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) – in Bahrain, Kuwait, Oman, Katar, Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE), Jordanien und dem Libanon weiterhin gängige Praxis. Das wirtschaftliche Ziel des Sponsoringsystems bestand laut der ILO darin, Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen, die bei wirtschaftlichem Aufschwung rasch ins Land gebracht und in weniger wohlhabenden Zeiten ausgewiesen werden konnten. Nach dem Kafala-System ist der Zuwanderungsstatus eines Wanderarbeitnehmers für die Dauer seiner Vertragslaufzeit gesetzlich an einen einzelnen Arbeitgeber oder Geldgeber (kafeel) gebunden, dem er seinen Pass geben muss. Der Arbeitsmigrant darf nicht in das Land einreisen, den Arbeitsplatz wechseln oder das Land verlassen, ohne zuvor die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des kafeel eingeholt zu haben.

Letztes Jahr hatte die für ihre Schminktipps bekannte und von großen Kosmetikherstellern bezahlte kuwaitische Influencerin Sondos Alqattan weltweit für Empörung gesorgt, als sie in einem Instagram-Video gegenüber ihren 2,3 Millionen Fans sagte:

„Wie kann man einen Diener zu Hause haben, der seinen Reisepass behält? Und was noch schlimmer ist, sie bekommen einen Tag pro Woche frei! Ich möchte kein philippinisches Dienstmädchen mehr.“

Tausende Tote

Seit Jahren wird angeprangert, wie Arbeiter auf Baustellen in Katar sich regelrecht zu Tode schuften müssen. Nach offiziellen Zahlen der Regierung in Nepal, die diese dem WDR-Journalisten Benjamin Best für dessen Recherchen zu der Reportage „Ausbeutung vor der WM 2022 – Gefangen in Katar“ (ausgestrahlt im WDR am 5. Juni 2019) mitgeteilt hat, sind in den vergangenen zehn Jahren 1.426 Gastarbeiter aus Nepal in Katar ums Leben gekommen. 522 davon verstarben an plötzlichem Herztod, 148 bei Arbeitsunfällen. Wie viele dieser Todesfälle mit der WM in Zusammenhang stehen, ist nicht bekannt. „Ich habe mit Dutzenden Arbeitern aus Nepal, Indien oder Bangladesch sprechen können“, sagte Benjamin Best in einem Interview des Deutschlandfunks.

„Offen reden vor der Kamera, davor hatten fast alle Angst. Angst vor Repressalien ihrer Vorgesetzten, Angst vor ihren Arbeitgebern. Was mir die Arbeiter sagten, waren immer wieder dieselben Klagen: ausbleibender Lohn, miserable Unterkünfte und abgenommene Reisepässe. Teilweise sprachen sie sogar von weiteren massiven Vorwürfen. Sie sprachen davon, dass Gastarbeiter von ihren Vorgesetzten verprügelt wurden oder, dass zum Beispiel die Sicherheitsvorkehrungen auf WM-Baustellen nur mangelhaft gewesen sein sollen.“

In den Lagern, die er besucht habe, habe er „wirklich menschenunwürdige, schlimme Zustände“ gesehen, so Best:

„Kleine enge Zimmer, dunkel, acht bis zehn, manchmal 12 Schlafplätze in Doppelstockbetten auf engstem Raum, teilweise auch ohne Klimaanlage. Ich habe 125 Gastarbeiter aus Nepal angetroffen, die teilweise seit November kein Gehalt bekommen hatten, deren Pässe eingezogen wurden. Offenbar aufgeschreckt durch unsere Presseanfragen, brachte dann ein Fahrer die eingezogenen Pässe ins Lager und so konnten die Arbeiter dann ausreisen. Auf die ausstehenden Gehälter warten sie bis heute.“

In dem Film sagt der Gastarbeiter Dil Prasad in einer der Unterkünfte:

„Insgesamt sind wir 125 Arbeiter, die hier festsitzen. Jeden Tag ernähren wir uns von Wasser und Brot. Ohne Geld können wir uns nichts anderes leisten. Monat für Monat verschlimmert sich unsere Situation. Ich kann einfach nicht mehr. Ich will nur noch nach Hause. Wir können nicht einmal unsere Familien in Nepal anrufen. Wenn die Firma uns doch einfach nur das Geld zahlen würde, das uns zusteht.“

Neben ihm sitzt ein Mann namens Adi Gurung. Er sagt:

„Seit November erzählte uns der Firmenboss immer wieder, dass unser Gehalt kommen werde. Immer wieder verlangte er von uns, dass wir geduldig sein sollen. Am Anfang glaubten wir ihm und arbeiteten weiter. Im März, nach vier Monaten ohne Geld, hörten wir dann auf zu arbeiten. Wir alle zusammen verlangten unser Gehalt. Doch der Boss lehnte einfach ab. Er sagte, dass wir zu einer anderen Firma gehen sollen. Doch ohne unsere Papiere ist das nicht möglich. Aus diesem Grund wandten wir uns an das Arbeitsgericht, aber nichts passierte.“

Lob für Katar im UN-Menschenrechtsrat

Trotz seiner schrecklichen Menschenrechtsverletzungen wurde Katar im UN-Menschenrechtsrat (UNHRC) erst kürzlich wieder sehr gelobt. Wie jedes Mitgliedsland muss Katars Regierung alle fünf Jahre einen Bericht über die Lage der Menschenrechte in ihrem Land vorlegen. Das war am 15. Mai der Fall. Anschließend standen die Länder der Welt Schlange, um Katar zu gratulieren. Nach einer Zählung der im UN-Menschenrechtsrat akkreditierten NGO „UN Watch“ wurde Katar von 91 der 104 Länder, die sich zu Wort meldeten, für seine angeblich gute Menschenrechtsbilanz gelobt, sechs weitere Länder lobten zumindest angebliche „Fortschritte“. Laut „UN Watch“ hätten nur sehr wenige Länder – unter ihnen die Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien, Australien, Norwegen und Dänemark – Sorge über die Lage von Frauen und die Arbeiterrechte in dem Land zum Ausdruck gebracht. Schon zum vierten Mal seit der Gründung des UNHRC im Jahr 2006 wurde Katar letztes Jahr von einer Mehrheit der UN-Mitgliedsländer für eine Dauer von zwei Jahren in den Menschenrechtsrat gewählt.

Der australische muslimische Reformer Imam Mohamad Tawhidi nahm den Streik der Arbeiter in Katar zum Anlass, um auf Twitter Worte an Ilhan Omar und Rashida Tlaib zu richten, die beiden demokratischen Abgeordneten des US-Repräsentantenhauses, die just zur selben Zeit ihre Koffer packten, um eine Reise nach „Palästina“ anzutreten:

„@IlhanMN und Rashida Tlaib sagen, Migranten seien ihnen wichtig. Sie reisen um die Welt, nach Afrika und bald nach Israel, um Leuten zu ‚helfen'. Ich fordere sie heraus, zu verurteilen, wie Katar seine Migranten misshandelt. Das wird niemals passieren.“

Die gefährliche Inflationierung des Begriffes „Konzentrationslager“

Der neue Star der US-Demokraten, die Trump- und Israel-Hasserin Alexandria Ocasio-Cortez, diffamiert Israel und verleumdet die USA „Konzentrationslager“ an der mexikanischen Grenze zu betreiben.

Von Stefan Frank

Don EMMERT, AFP

Alexandria Ocasio-Cortez bildet ein Team mit den Israel-Gegnern Tlaib und Ilhan Omar, die sogenannte „Squad“.

Alexandria Ocasio-Cortez (genannt AOC) ist der „Rockstar“ unter den amerikanischen Demokraten und seit Januar Abgeordnete des Repräsentantenhauses. Dort ist sie bislang durch Unkenntnis ihres Arbeitsplatzes und die Unterstützung eines Pro-BDS-Gesetzentwurfes aufgefallen. Unter Berufung auf „Zeugs“ (stuff), das ihr „Onkel“ gefunden hat, hält sie sich nun für eine sephardische Jüdin. Als Gast in der New Yorker Radiosendung „Ebro in the Morning“ berichtete sie zudem Neues von der jüdischen Weltverschwörung und präzisierte ihre Äußerung zu den angeblichen „Konzentrationslagern“ an der mexikanischen Grenze: Sie habe „keine holocaustmäßigen Konzentrationslager“ gemeint.

Es war eine einstündige Live-Unterhaltung, zu der Ocasio-Cortez am 30. Juli eingeladen war. Ihr gegenüber saß das langjährige Moderatorenteam: Ibrahim „Ebro“ Darden, Peter Rosenberg und Laura Stylez. Fast eine Viertelstunde lang ging es um Israel, Juden, „Konzentrationslager“ und den Antisemitismus, der sich laut AOC zwar ausbreite, aber nur im Weißen Haus.

Ocasio-Cortez ist Teil einer Anti-Israel-Welle in der Demokratischen Partei, die im November außer ihr auch noch Ilhan Omar und Rashida Tlaib in das Abgeordnetenhaus spülte (alle in Wahlkreisen, die seit Menschengedenken von den Demokraten gehalten werden, wo also eigentlich nur die parteiinternen Vorwahlen die Abstimmungen sind, die es zu gewinnen gilt). Auf Twitter hat die Hinterbänklerin Ocasio-Cortez fünf Millionen Follower – 1,4 Millionen mehr als Joe Biden, der als aussichtsreichster demokratischer Kandidat für die Präsidentschaftswahlen 2020 gilt. Die „Squad“ (Truppe), die von Ocasio-Cortez, Ilhan Omar und Rashida Tlaib gebildet wird, gilt als „progressiv“, obwohl der Antisemitismus das eigentliche Kennzeichen der drei ist. Laut ihrer Selbstdarstellung (die Journalisten dankbar aufgegriffen haben), sind Ocasio-Cortez und Rashida Tlaib „Farbige“ (people of color/POC). Die Bedeutung des Begriffs wurde offenbar stark ausgeweitet; sie und Tlaib sind so sehr „Farbige“ wie die Senatoren Bob Menendez, Marco Rubio und Ted Cruz – die sicherlich noch nie jemand als „people of color“ bezeichnet hat. Auch die italienischstämmige demokratische Sprecherin des Abgeordnetenhauses Nancy Pelosi könnte man mit Fug dazurechnen. Als Pelosi aber Ilhan Omar wegen deren antisemitischen Äußerungen zur Ordnung rief, warf Ocasio-Cortez ihr allen Ernstes vor, sie würde bei ihrer Kritik „neugewählte farbige Frauen herausgreifen“.

Israel? Eigentlich nicht ihr Thema

Als Ocasio-Cortez im Juli 2018 nach ihrer Position zu Israel befragt wurde, begann sie mit radikalen Tiraden („Massaker an der Grenze zu Gaza“), musste aber auf Nachfrage einräumen, dass sie eigentlich nicht weiß, wovon sie spricht („Ich bin keine Expertin für Geopolitik und für dieses Thema. Ich blicke nur durch eine Menschenrechtslinse und benutze vielleicht nicht die richtigen Worte. Nahostpolitik ist nicht exakt jeden Abend auf meinem Küchentisch.“). Dass die Moderatoren von „Ebro in the Morning“ von AOC überprüfbare und konsistente Antworten verlangen würden, brauchte sie nicht zu fürchten. Hier ist die Dynamik eine andere: Ebro wettert gegen Israel, Ocasio-Cortez braucht nur zuzustimmen. Seine Weltsicht skizziert Ebro so:

„Schaut man sich auf dem Globus um, dann hat man viele korrupte Regierungen, die zusammenarbeiten: Da hast du Israel, du hast Amerika, du hast Russland, du hast die Saudis, alle arbeiten Hand in Hand. Und ich komme auf Israel zu sprechen, weil du die Stimme erhoben hast zu Palästina, der Besatzung und was dort vor sich geht. Und speziell in Israel denke ich, dass die Leute dort die Yahoos ebenfalls loswerden wollen.“

In welchem Paralleluniversum arbeiten die USA und Russland „Hand in Hand“? In der Bizarro-Welt? Mit den „Yahoos“ (in etwa zu übersetzen mit „Krawallbrüder“, „Saukerle“), die die Israelis angeblich loswerden wollen, meint Ebro sicherlich nicht die Hamas-Terroristen, sondern die vom Likud geführte Regierung, die erst im April einen starken Wahlsieg errungen hat. Ocasio-Cortez sagt nur: „Ich stimme zu.“ Dann fährt Ebro fort:

„Und es gibt viele junge jüdische Leute, die ich kenne, die absolut gegen die Besatzung sind. Und ich wollte dich [im Studio haben], weil wir hier in diesem Programm die Freiheit haben, die Tatsache anzusprechen, dass etwas – wisst ihr, Leute, es ist ein Oxymoron: Wie kann es weiße suprematistische Juden geben? Wie kann es Leute wie Stephen Miller [ein Berater des US-Präsidenten; S.F.] geben? Wie kann es diese Individuen geben, die sich wirklich mit Rassismus und weißer Vorherrschaft verbünden, aber jüdisch sind? Es ist etwas, das Leute nicht kapieren können. Aber das gibt es wirklich. Und was in Israel und Palästina passiert, ist sehr, sehr tiefgreifend, es ist sehr, sehr kriminell, es ist sehr, sehr ungerecht, richtig?“

Ein Dokument der Zeitgeschichte

Dann ist Ocasio-Cortez an der Reihe. Es lohnt sich, ihre Antwort ungekürzt wiederzugeben, als Dokument der Zeitgeschichte:

> Wenn die Hamas Kindern sagt: „Erschießt alle Juden“, dann übersetzt AOC: „Wir brauchen sauberes Wasser.“

„Absolut, und ich denke, als Land, was Israel und Palästina betrifft, ist das sehr stark eine Generationenangelegenheit. Und ich denke, wenn wir anfangen, das durch diese Linse zu betrachten, dann fängt eine Menge von diesem Zeug an, Sinn zu ergeben. Wie du sagtest: Junge Juden in Israel sind das leid. Die Netanjahu-Regierung ist sehr stark wie die Trump-Regierung. Und es gibt da die Vorstellung, dass wenn man die Politik Israels kritisiert – die Rechte will die Vorstellung verbreiten, dass wenn man sich an Kritik israelischer Politik beteiligt, dass man dann antisemitisch ist. Doch nichts könnte weiter entfernt von der Wahrheit sein, denn hier geht es um – es ist wie mit James Baldwin, der sagt: ‚Ich habe das Recht, mein Land zu kritisieren, das macht mich zum Patrioten.‘ Und ebenso macht es mich nicht antiamerikanisch, wenn ich Trump kritisiere.

Die Besatzung zu kritisieren, macht einen nicht antiisraelisch, das bedeutet nicht, dass man gegen die Existenz einer Nation ist. Es bedeutet, dass man an Menschenrechte glaubt und es bedeutet, sicherzustellen, dass palästinensische Menschenrechte israelischen Menschenrechten gleich sind. Und es passieren eine Menge beunruhigende Dinge dort. Das bedeutet nicht – es fängt dann immer diese Diskussion an, die vom rechten Flügel vorangetrieben wird: dass wenn man Kritik übt, dass man dann gegen die Existenz einer Nation ist. Das machen wir bei keinem anderen Land. Wir reden nicht so über Großbritannien, über China, über die Vereinigten Staaten. Wenn man irgendein anderes Land kritisiert, wird auch nicht gefragt: ‚Glaubst du an das Recht Großbritanniens zu existieren?‘“

Vielleicht deshalb, weil anders als im Falle Israels niemand sagt, er werde Großbritannien „von der Landkarte löschen“? Oder weil es anders als im Falle Israels keine von Ocasio-Cortez unterstützte Boykottbewegung gibt, die dasselbe Ziel verfolgt?

„Und ich verstehe, dass es eine sehr tiefe Geschichte gibt, es gibt einen Grund, warum wir diese Frage stellen, wenn es um Israel geht, weil jüdische Leute während der ganzen Menschheitsgeschichte verfolgt wurden. Doch ich denke nicht, dass man Sicherheit schafft, indem man Palästinenser marginalisiert. Ich denke, dass

Ungerechtigkeit eine Bedrohung für die Sicherheit aller ist, denn sobald du eine Gruppe hast, die marginalisiert und marginalisiert und marginalisiert wird, dann schaffst du eine Bevölkerung – sobald Leute keinen Zugang zu sauberem Wasser haben, haben sie keine andere Wahl, als zu randalieren."

Fühlt sich die Hamas nicht genug beschützt?

Die Fatah wurde 1959 gegründet, die PLO 1964, die Hamas 1987. In all den Jahren hat kein Funktionär dieser Terrorgruppen je gesagt, er kämpfe für sauberes Wasser (sieht man einmal von Machmud Abbas ab, der 2016 im EU-Parlament sagte, Juden würden Brunnen vergiften). Wenn die Hamas Kindern sagt: „Erschießt alle Juden", dann übersetzt AOC: „Wir brauchen sauberes Wasser." Dabei interessiert es sie kein Stück, wer wirklich für die humanitäre Krise im Gazastreifen verantwortlich ist – die Hamas erwähnen sie und die Moderatoren nicht einmal. Dann fällt Ocasio-Cortez ein, dass ja Nahostpolitik „nicht exakt jeden Abend auf ihrem Küchentisch ist" – sie also nicht zu konkret werden und irgendetwas behaupten sollte, das jemand nachprüfen könnte. Also lenkt sie ab:

„Und ich rede nicht einmal über Palästinenser."

Dabei hatte der Satz: „Ich denke nicht, dass man Sicherheit schafft, indem man Palästinenser marginalisiert" doch stark so geklungen, als redete sie über „Palästinenser". Egal:

„Ich rede über Leute in den Vereinigten Staaten, in Lateinamerika, ich rede über die ganze Welt. Wir haben solche Zeiten in der Geschichte unseres Landes erlebt. 1969 hatten wir Ausschreitungen, als die Bronx brannte."

Was sie meint, war 1977. 1969 waren die „Stonewall Riots", deren 50. Jahrestag im Juni in New York gedacht wurde. Für AOC gehüpft wie gesprungen.

„Weißt du, soziale Destabilisierung ist das, was passiert, wenn Leute keinen Plan haben oder das Gefühl, dass es keine Vision für ihre Zukunft gibt."

Ebro setzt sein ernstestes Gesicht auf und sagt:

„Sie fühlen sich nicht sicher und auch nicht beschützt und haben nicht das Gefühl, dass irgendjemand für sie spricht."

Ob die Hamas das Gefühl hat, dass Israel keine Vision für ihre Zukunft hat und sie nicht beschützt? Jetzt kommt Co-Moderator Peter Rosenberg, ein jüdischer Rap-Experte, zu Wort:

„Was mich stört: Ich habe sehr viel dagegen, wie Israel und Juden umhergeworfen werden …"

Ocasio-Cortez: „Jaaa!"

Rosenberg: „… wie eine Spielkarte."

Ocasio-Cortez: „Richtig! Richtig!"

Ebro: „Es wird als Waffe benutzt."

Rosenberg: „… Das hat mich am meisten beleidigt. Als Trump sagte: ‚Sie mögen keine Juden, sie sind Antisemiten."

Ocasio-Cortez: „Richtig! Was soll das?"

Rosenberg: „Warum müssen wir die Gruppe sein, die als Waffe benutzt wird?"

Ocasio-Cortez: „Richtig!"

Ist das Heuchelei? Ja.

Gerne würde man im Studio anrufen und fragen, warum es auf der anderen Seite okay ist, Schwarze als Waffe zu benutzen, um Antisemiten wie Ilhan Omar zu verteidigen. Rosenberg will nicht, dass Nichtjuden sich für Juden und Israel einsetzen (er will auch nicht, dass Juden das tun):

„Und warum verteidigt uns die Rechte? Ich weiß von der christlichen Rechten und ihrer Obsession mit Jerusalem."

Ocasio-Cortez: „Ja, absolut!"

Rosenberg: „Und sie benutzen Juden dafür. Aber das ist sehr unschön, denn du kannst nicht mehr über dieses Thema reden, ohne als Antisemit dazustehen."

Ocasio-Cortez: „Richtig. Richtig. Und dann kommt hinzu: [Trump] schafft Spaltung. Er sagt: Sie sind Antisemiten, sie hassen Juden. Es ist, wie du sagst, sehr leicht, auf Fox News zu gehen, nach Baltimore zu gehen und dort einen Superkonservativen zu finden, der das weiterverbreitet, im Namen aller Juden, im Namen aller Latinos, im Namen aller schwarzen Amerikaner …"

Kurzer Faktencheck: Das, was AOC „superkonservativen" jüdischen Pappkameraden hier vorwirft, ist just das, was sie selbst immerfort tut. Schon im innerparteilichen Wahlkampf versuchte sie sich von ihrem Rivalen, dem langjährigen demokratischen Abgeordneten Joe Crowley, abzuheben, indem sie vorgab, dass sie für die „Farbigen" spreche:

„Sie nehmen die Farbigen für selbstverständlich und setzen einfach voraus, dass wir (!) zu den Wahllokalen gehen, egal wie fade und halbherzig die Vorschläge sind."

Ist das Heuchelei? Ja. Dann spricht AOC über Antisemitismus. Dieser sei ein Problem in den USA, er breite sich aus, und das sei „super verstörend" (super disturbing). Auch die Regierung Trump verbreite Antisemitismus, sagt sie, ohne Belege zu nennen. Dann fällt ihr ein, was gegen Antisemitismus zu tun ist: Man müsse die Anti-Israel-Gruppe „If not now" unterstützen, die unter anderem gegen die „Verjudung Ostjerusalems" kämpft. Ocasio-Cortez:

„Das sind junge Juden, die sich für Gerechtigkeit organisieren, weil sie begreifen, dass all unsere Schicksale miteinander verknüpft sind."

Während andere Juden das offenbar nicht begreifen. Man erkennt ein Muster. Wenn amerikanische Juden sich als Juden zu erkennen geben, um proisraelische Ansichten zu äußern, dann ist das aus Sicht von Ocasio-Cortez eine illegitime Anmaßung. Wenn aber eine linksradikale, antizionistische Gruppe wie „If not now" gegen das Jahrestreffen der Pro-Israel-Organisation AIPAC demonstriert und ihren Protest als „jüdischen Widerstand" (!) bezeichnet, dann begrüßt sie das. So, wie sie selbst für sich das Recht in Anspruch nimmt, für Millionen Latinos und Schwarze zu sprechen.

Gute und böse Juden

Indem sie den arabisch-israelischen Konflikt in einen Korb wirft mit Rassismus, Mindestlohn und allen möglichen sozialen Fragen, landet sie am Ende bei dem antisemitischen Klischee von „den wenigen, die die Macht haben" und die anderen ausbeuten:

„Es kann keine Gerechtigkeit in Israel geben ohne Gerechtigkeit für Palästinenser, so wie in diesem Land die weißen Leute nie frei sein werden, wenn es die schwarzen und braunen nicht auch sind. Wir werden immer in ökonomischer Unterdrückung gefesselt sein, wenn wir es zulassen, dass Rassismus uns spaltet. Wir werden nie Gesundheitsversorgung bekommen, wir werden nie ein Existenzminimum bekommen, wir werden nie Rechte für Arbeiter bekommen – all dieses Zeug zeigt, wie Rasse und Klasse miteinander verknüpft sind, um sicherzustellen, dass die wenigen ihren Reichtum, ihre Privilegien und ihre Macht konzentrieren."

Co-Moderatorin Laura Stylez ergänzt: „Selbst unter Verwendung von ‚Konzentrationslagern'." Hier zeichnet sie mit den Fingern Gänsefüßchen in die Luft. Es mache sie „wütend", dass Leute sich „mehr über diesen Begriff aufgeregt" hätten „als über die wirklich verübten Verbrechen", so Stylez. Damit meint sie die in den USA umstrittenen (unter Präsident Obama eingerichteten) Lager für illegale Einwanderer an der Grenze zu Mexiko. Um zu zeigen, wie ernst sie selbst die Debatte um die „Konzentrationslager" nimmt, bricht sie am Ende des Satzes in schallendes Gelächter aus. Ocasio-Cortez nimmt die Anregung dankbar auf: „Das ist unsere Kultur." Dann erklärt sie, warum sie mindestens „Konzentrationslager" sagen musste:

„Hätte ich es nicht so gesagt, würde niemand über Konzentrationslager reden."

> Das TV-Duell der demokratischen Präsidentschafts-Aspirantinnen im Jahr 2023: die eingebildete amerikanische Ureinwohnerin Elizabeth Warren gegen Alexandria Ocasio-Cortez, die eingebildete Jüdin.

Das klingt plausibel. Warum hat sie nicht gleich Holocaust gesagt? „Akademiker, Historiker und Leute, die Politikwissenschaft studieren", hätten zudem schon vor ihr von Konzentrationslagern gesprochen; sie habe nur „verstärkt, was die Experten bereits sagen". „Die Leute" würden ihre Äußerung in Verbindung mit Antisemitismus bringen, so Ocasio-Cortez. Das sei unfair:

„Ich habe nie gesagt, dass das holocaustmäßige Konzentrationslager (Holocaust-style concentration camps) seien."

Peter Rosenberg findet, dass man genau auf diese Art „dem Holocaust Respekt zollt":

„Indem du auf alles, was dir Sorgen bereitet und irgendwie daran erinnert – selbst wenn es keine Todeslager sind – hinweist, indem du verhinderst, dass sich solche Gräuel wiederholen."

„Genau!", ruft Ocasio-Cortez, glücklich darüber, unwissentlich Bonuspunkte gesammelt zu haben. Dann erklärt sie, dass es gute und schlechte Juden gebe. Eigentlich seien die Juden gut:

„…unermüdliche Anwälte für marginalisierte Communities. Juden stehen seit langer Zeit für Bürgerrechte, für Leute, die ökonomisch marginalisiert sind, für Leute mit niedrigem Einkommen, für die Künste – all dies, weil es buchstäblich in der Kultur liegt zu sagen: Wir lassen niemanden auf der Strecke."

Es gibt aber auch die anderen Juden:

„Die Idee, dass man all dies verdreht, auf eine sehr verdrehte Art, ich meine, es gibt einen Grund, warum sie diese Anschuldigung [den Antisemitismus], es gibt einen Grund, warum sie diese spezifische Anschuldigung wählen."

Nicht gewählt, sondern gecastet

Vielleicht, weil sie zutreffend ist? Ocasio-Cortez tippt eher auf das Nächstliegende – eine jüdische Weltverschwörung gegen die Interessen der Menschheit:

„Sie machen das mit allen von uns. Sie bilden eine sehr bizarre Koalition, und ich denke nicht, dass das tatsächlich was mit Einsatz für die jüdische Gemeinde zu tun hat. Es hat alles zu tun mit einer persönlichen Agenda und einer geopolitischen."

Wir sind laut AOC das Opfer von denen, die unter dem Vorwand, sich für jüdische Interessen einzusetzen, eine eigennützige „Agenda" verfolgen. „Sie", das ist klar, sind identisch mit den oben erwähnten „Wenigen", die „ihren Reichtum, ihre Privilegien und ihre Macht konzentrieren". Und wenn „sie" so tun, als würden sie sich um den von Alexandria Ocasio-Cortez, Rashida Tlaib und Ilhan Omar verbreiteten Antisemitismus sorgen, dann wollen sie ja in Wahrheit nur ihren „Reichtum" und ihre unrechtmäßigen „Privilegien" sichern, auch „geopolitisch", also überall auf der Welt.

„Es ist geopolitisch, aber es geht auch um weiße Vorherrschaft", sagt Ebro. Damit suggeriert er, dass Rechtsextremisten wie David Duke, die aus guten Gründen Ilhan Omar unterstützen, eigentlich eine Koalition mit Juden und Israelis bildeten. „Yeah", stimmt Ocasio-Cortez zu. Und dann fällt ihr ein, dass sie keine schnöde Antisemitin ist, sondern eigentlich eine sich selbst hassende Jüdin. Denn in Puerto Rico, wo sie herkommt, gebe es

„…viele sephardische Juden. Ich wäre nicht erstaunt, wenn ich teilweise sephardisch wäre. Mein Onkel hat Ahnenforschung betrieben, und es gibt in meiner Familiengeschichte viel Zeug, das auf die Tatsache hindeutet, dass wir sephardische Juden sind, die vor der Spanischen Inquisition geflohen und in der Karibik gelandet sind."

Weniger bekannt – aber nicht minder abenteuerlich – ist, wie Ocasio-Cortez eigentlich die Vorwahlen der Demokraten gewonnen hat und damit den New Yorker Wahlkreis, der ein sicheres Ticket ins Repräsentantenhaus ist: durch ein Casting, das eigentlich in der amerikanischen Verfassung nicht vorgesehen ist. Die linke Lobbygruppe „Justice Democrats" veranstaltete eine „Brand New Congress" genannte Ausschreibung, es meldeten sich 12.000 Bewerber. Nach einem Vorsprechen – das sicherlich ähnlich unerbittlich war wie die Spanische Inquisition – wurden zwölf Kandidaten ausgewählt, unter ihnen Ocasio-Cortez.

„Dann", so ein Bericht der Wochenzeitung „Die Zeit", „bekam [Ocasio-Cortez] Medientraining, Mitarbeiter der Organisation schulten sie in den wichtigsten politischen Themen, erklärten Formalia bei der Anmeldung als Kandidatin und bereiteten sie auf öffentliche Debatten vor." Mittlerweile ahnen wir, nach welchen Kriterien die Bewerber ausgewählt wurden und was man ihnen in der politischen Schulung beigebracht hat. Für Überraschungen ist AOC dennoch immer gut; wie es bei Monty Python heißt: Nobody expects the Spanish Inquisition. Man darf sich schon auf das TV-Duell der demokratischen Präsidentschafts-Aspirantinnen im Jahr 2023 freuen: die eingebildete amerikanische Ureinwohnerin Elizabeth Warren gegen Alexandria Ocasio-Cortez, die eingebildete Jüdin.

Dieser Artikel erschien zuerst auf Mena-Watch.

Michel Houellebecq: „Donald Trump ist ein guter Präsident“

Der bekannte französische Schriftsteller begrüßt die Rückbesinnung Amerikas auf das innere Erstarken des eigenen Landes.

MANDEL NGAN, AFP

EDUARDO MUNOZ ALVAREZ, AFP

US-Präsident Donald Trump und der Schriftsteller Michel Houellebecq

Von Alexander Kissler (Cicero)

Michel Houellebecq hat einen Geistesverwandten gefunden: Den amerikanischen Präsidenten Donald Trump. In einem Essay für das „Harper’s“-Magazin schreibt der französische Schriftsteller, mit Trump sei der „messianische Militarismus“ an sein Ende gekommen.

Für eine gepflegte Provokation ist Michel Houellebecq immer zu haben. Wenige Wochen, bevor sein neuer Roman erscheinen soll, hat der französische Bestsellerautor für das amerikanische Monatsmagazin Harper’s einen Essay geschrieben zum Lobpreis Donald Trumps, schlicht und klar überschrieben: „Donald Trump ist ein guter Präsident“. Meint Houellebecq das ernst?

Bruch mit dem „messianischen Militarismus“

Die Perspektive, um zu einem solchen Urteil zu gelangen, ist jene des „Rests der Welt“. Houellebecq sieht in Trumps Präsidentschaft eine „sehr gute Nachricht für den Rest der Welt“, weil Trump mit dem „messianischen Militarismus“ der Vereinigten Staaten breche. Unter Trump komme die Politik des Interventionalismus, die viel Leid über die Welt gebracht habe, an ihr Ende. Trump wolle keine Kriege führen, wolle nicht die Demokratie exportieren, sondern „gute Verträge“ zum Wohl seines Landes abschließen. Das bedeute: „Die Amerikaner verschwinden aus unserem Rücken. Die Amerikaner lassen uns leben.“

Dass Trump sich nicht für die Europäische Union interessiert, werde Europa – genauer: den Staaten in Europa – mittelfristig gut bekommen. Houellebecq sieht sich durch Trump bestätigt: „Es ist meine Überzeugung, dass wir in Europa weder eine gemeinsame Sprache noch gemeinsame Werte haben oder gemeinsame Interessen, dass, in einem Wort, Europa nicht existiert und dass es nie ein Volk bilden oder eine mögliche Demokratie unterstützen wird, einfach deshalb, weil es kein Volk bilden will. Europa ist nur eine dumme Idee, die sich in einen schlechten Traum verwandelt hat, aus dem wir vielleicht erwachen sollten.“ Kein Wunder, dass Houellebecq sich ebenso wie Trump über den Brexit gefreut hat.

Trump schütze die Interessen der Amerikaner

Trumps Bereitschaft, mit Wladimir Putin zu verhandeln, freut den Romancier ebenso wie Trumps „Zähmung des nordkoreanischen Verrückten“. Wenn Trump erklärt, er sei ein Nationalist, müsse Houellebecq sich eingestehen: „Ich bin auch einer. Nationalisten können miteinander reden. Mit Internationalisten funktionieren Gespräche seltsamerweise nicht so gut.“ Und sollte Trumps Politik zur Auflösung der NATO führen, wäre das nur ein weiterer Grund, „Hymnen auf Präsident Trump zu singen.“ Frankreich hätte das Verteidigungsbündnis schon lange verlassen sollen.

Auch innenpolitisch erkennt der Schriftsteller im fernen Präsidenten einen Geistesverwandten. Trump sehe wie Houellebecq im globalen Freihandel nicht den Endpunkt allen menschlichen Fortschritts. Er sei für Freihandel, wenn er amerikanischen Interessen diene, und gegen Freihandel, wenn er amerikanischen Interessen schade. Daran sei nichts Verwerfliches, denn Trump sei gewählt worden, um die Interessen amerikanischer Arbeiter zu schützen. Auf einen Präsidenten mit einer solchen Einstellung warte Frankreich seit 50 Jahren.

Ein konservativer Christ als nächster Präsident?

Zugleich schreitet mit diesem Essay die Katholisierung des Citoyen Houellebecq voran. Er erinnert an eine Grundwahrheit des Christentums, nicht nur zur Weihnachtszeit. Das Christentum sei vor allem eine „Religion der Inkarnation“, weniger eine „Religion des Buches“. Darum solle der ökumenische Dialog beschränkt werden auf einen Dialog zwischen dem römischen Katholizismus und der Orthodoxie. Das Große Schisma von 1054 habe das Ende Europas eingeläutet. Den Protestantismus erwähnt er nicht einmal.

Für die Zeit nach Trump hofft Houellebecq auf einen „herausragenden christlichen Konservativen“, solider und weniger clownesk im Gebaren. Ted Cruz beispielsweise wäre in sechs Jahren noch immer vergleichsweise jung. Ergo geht der Dichter davon aus, dass Trump die nächsten Wahlen für sich entscheiden werde.

Meint Monsieur Houellebecq all das erst? So bitterernst wie seine gesamte Poesie.

Anmerkung der Redaktion: In einem Punkt allerdings irrt Michel Houellebecq in seinem Essay. Anders als er beschreibt, kommen Musikverstärker der Marke Marshall nicht aus den USA. Die Marshall Amplification plc ist ein englisches Unternehmen.

Erschienen zuerst bei cicero.de. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors, siehe www.Alexander-Kissler.de

Sie interessieren Sich für die „Jüdische Rundschau“, möchten sie aber aus bestimmten Gründen nicht abonnieren. Deswegen haben Sie die Zeitung ab und zu im Zeitungskiosk gekauft. Aber Sie laufen nicht gerne zum Zeitungskiosk oder finden da die Zeitung nicht immer. Möglicherweise ist Ihre Beweglichkeit begrenzt oder Sie möchten es lieber bequem…

DANN HABEN WIR EIN TOLLES ANGEBOT FÜR SIE!

Sie können auf unserer Website www.juedische-rundschau.de/shop die aktuelle Ausgabe der „Jüdischen Rundschau“ bestellen und online bezahlen. Die Zeitung wird innerhalb von 24 Stunden nach Bestellung und Bezahlung an Sie verschickt und kommt direkt zu Ihnen per Post in einem neutralen Briefumschlag.

US-Politikerin Tlaib ruft zum Boykott von Talkshow auf

Der Moderator Bill Maher thematisierte in seiner vielbeachteten Fernsehshow als einer der Wenigen die vorsätzlich totgeschwiegene, fast abgeschlossene Vertreibung der Juden aus arabischen Ländern – die aus dem Westjordanland stammende arabische Israel-Feindin will die Verbreitung dieser geschichtlichen Wahrheit verhindern.

Von Gerd Buurmann

Die Politikerin Rashida Tlaib und der Moderator Bill Maher.

Die amerikanische Kongressabgeordnete Rashida Tlaib hat zum Boykott der politischen Talkshow „Real Time with Bill Maher“ des Senders HBO aufgerufen, weil ihr nicht gefiel, was der Moderator dort gesagt hatte.

„Real Time with Bill Maher“ ist eine Mischung aus Stand Up-Comedy und politischer Talkshow, und ist für herbe Kritik an Donald Trump bekannt. Der Gastgeber der Show, Bill Maher, ist besonders für seine Dokumentation „Religulous“ bekannt, in der er mit beißendem Spott über diverse Religionen berichtet.

Anfang August 2019 bezeichnete Bill Maher die Kapagne BDS als „bullshit purity test“ („beschissener Reinheitstest“). Er machte auf die Verfolgung und Vertreibung von Juden in mehreren arabischen Ländern aufmerksam und zitierte ein paar Aussagen von Mitgliedern und Unterstützern von BDS, in denen Israels Existenz in Frage gestellt und Juden als geldgierig charakterisiert wurden. Er zitierte ebenfalls die Kongressabgeordnete Ilhan Omar, die einst erklärt hatte, Israel würde die Welt hypnotisieren.

All dies war zu viel für Rashida Tlaib, weshalb sie nun zum Boykott der Show aufruft.

Warum ruft Rashida Tlaib zum Boykott der Show auf? Weil sie weiß, dass die dort angesprochenen Fakten zutreffen und diese schlichten Wahrheiten ihr Narrativ vom bösen Israel in Gefahr bringen.

Es ist spannend zu sehen, wie das Publikum im Studio ungewöhnlich still wird, als Bill Maher die Runde mit dem Fakt der massenhaften Vertreibung und Verfolgung von Juden in arabischen Ländern konfrontiert. Ein großer Teil des Publikums scheint diese Fakten vorher noch nie gehört zu haben. Bill Maher betont:

„Irgendwie wird diese Seite niemals repräsentiert in den amerikanischen Medien. Das finde ich sehr merkwürdig.“

Es ist tatsächlich so. Selbst in der Medienlandschaft des Landes, das als größter Verbündeter des Staates Israels bezeichnet werden darf, finden sich immer wieder eine Menge Auslassungen, die dafür sorgen, dass die Nation Israel als einseitige Verursacherin des Konflikts erscheint. Darauf angesprochen kann Carl Hulse von der „New York Times“ nur spekulieren, dass diese Einseitigkeit vielleicht darauf zurückzuführen sei, dass viele Demokraten verärgert seien über die israelische Regierung und einige ihrer Reden („still very mad“).

Rashida Tlaib bezeichnet Israel als „Apartheid-Staat“ und unterstützt die BDS-Kampagne. Sie hat somit ein enormes Interesse daran, dass die Fakten, die Bill Maher präsentiert hat, keine große Öffentlichkeit finden.

***

Liebe Leserinnen und Leser von Tapfer im Nirgendwo,

bitte helfen Sie mit, dass die Fakten, die Bill Maher angesprochen hat, gehört werden. Im Folgenden präsentiere ich ein paar Artikel, die auf „Tapfer im Nirgendwo“ erschienen sind. Bitte teilen und verbreiten Sie diese Artikel besonders dort, wo sie von „Israelkritikern“ gelesen werden.

Ich erkenne erfolgreiche Verbreitung meiner Artikel daran, dass ich vermehrt hasserfüllte Mails bekomme und meine Internetseiten massiv gemeldet werden. Bitte sorgt dafür, dass ich besonders viele Meldungen abbekomme. Daran erkenne ich nämlich, dass meine Argumente Wirkung zeigen. Schont mich nicht!

Setzt dem Aufruf zum Boykott eine bewusste Verbreitung und Vervielfältigung entgegen. Hier beispielhaft ein paar Artikel zum Teilen:

Auszug aus „Eine Marlene Dietrich des Islams“:

„1948 lebten in Marokko 265.000 Juden. Im Jahr 2001 waren es 5.700. 1948 lebten in Tunesien 105.000 Juden. Im Jahr 2001 waren es 1.500. 1948 lebten in Jemen 55.000 Juden. Im Jahr 2001 waren es zweihundert. 1948 lebten in Algerien 140.000 Juden. Im Jahr 2001 waren es null.

Die Länder Algerien, Saudi-Arabien, Jordanien und Libyen erklären heute stolz, dass überhaupt keine Juden mehr in ihrem Land leben. Auch die Hamas und die Fatah betonen immer wieder ihre Absicht, keinen Juden in einem möglichen Palästina zu akzeptieren. Vor der Staatsgründung der Bundesrepublik Deutschland gab es diese Absicht auch in Nazi-Deutschland. Algerien, Saudi-Arabien, Jordanien und Libyen haben den Traum Hitlers verwirklicht und die Hamas arbeitet daran.“

Auszug aus „Das ist die Hamas“:

„In der Gründungscharta der Hamas heißt es im Artikel 7:

„Die Zeit wird nicht anbrechen, bevor nicht die Muslime die Juden bekämpfen und sie töten.“

Der stellvertretende Minister für religiöse Stiftungen der Hamas, Abdallah Jarbu, erklärt:

„Juden sind fremdartige Bakterien, sie sind Mikroben ohne Beispiel auf dieser Welt. Möge Gott das schmutzige Volk der Juden vernichten, denn sie haben keine Religion und kein Gewissen! Ich verurteile jeden, der glaubt, eine normale Beziehung mit Juden sei möglich, jeden, der sich mit Juden zusammensetzt, jeden, der glaubt, Juden seien Menschen! Juden sind keine Menschen, sie sind kein Volk. Sie haben keine Religion, kein Gewissen, keine moralischen Werte!“

Auszug aus „Die volle neutrale Einseitigkeit“:

„Wenn es um den Nahostkonflikt geht, wird stets Neutralität angemahnt. Diese Neutralität gibt es jedoch nicht. Der ganze Diskurs ist durchtränkt von Begriffen, die zwar mittlerweile als neutral verstanden werden, aber in Wirklichkeit einseitig gegen Israel Partei ergreifen. Tapfer im Nirgendwo präsentiert ein paar dieser Begriffe.“

Zum Schluss empfehle ich die Texte zum Thema „Apartheid“ von Hillel Neuer, Ari Lesser, Muhammed Zoabi und Mosab Hassan Yousef:

„Wo ist die Apartheid“ von Hillel Neuer

„Israel soll ein Apartheidsstaat sein?“ von Ari Lesser

„Unterstützt Israel“ von Muhammed Zoabi

„Sie schüren die Flammen des Konflikts“ von Mosab Hassan Yousef

DIE ÄLTEREN AUSGABEN DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ SIND IN DER REDAKTION ERHÄLTLICH.

Wenn Sie eine oder mehrere Ausgaben brauchen, können Sie die auf der Seite www.juedische-rundschau.de/shop bestellen und bezahlen oder teilen Sie uns bitte auf dem Postweg (J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin) mit, welche genau, an welche Adresse sie geschickt werden sollte und legen Sie bitte als Bezahlung Briefmarken zu je 80 Cent bei:

- **Für eine Ausgabe – 3 Briefmarken;**
- **Für zwei Ausgaben – 4 Briefmarken.**

Für mehr als zwei Ausgaben wenden Sie sich bitte an die Redaktion, um die Rechnung zu erhalten.

Moslemische Welt bald „judenrein“ und „christenrein“?

Nach der Verfolgung und Vertreibung von Juden aus arabischen Ländern, wenden sich die gleichen Maßnahmen nunmehr gegen die dortigen Christen.

Gihad Darwish, AFP

Autobomben-Explosion vor einer syrisch-orthodoxen Kirche im Nordosten Syriens im Juli 2019.

Von Dr. Edy Cohen (www.audiatur-online.ch)

Vor dem Hintergrund der Christenverfolgung im Nahen Osten im Allgemeinen und in den von der „Palästinensischen Autonomiebehörde“ verwalteten Gebieten im Besonderen sollte an ein Sprichwort erinnert werden, das seit Generationen von Muslimen weitergegeben wird: „Erst kümmern wir uns um die Leute vom Samstag, dann um die vom Sonntag.“

Ein Blick auf die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte im Nahen Osten lässt klar erkennen, dass die Region zunehmend von Minderheiten „gesäubert“ wird. Dies betrifft insbesondere die schon seit Jahrtausenden in dieser Region ansässigen Christen. Der Prozess erinnert an das, was mit den Juden in den arabischen Ländern geschah, die im Zuge von Pogromen und Verfolgungen im 20. Jahrhundert ihre Heimat verlassen mussten – insbesondere nach der Gründung des Staates Israel und dessen Siegen über seine arabischen Feinde.

Tatsächlich fand in Marokko, wo heute noch mehrere Tausend Juden leben, das erste Massaker an Juden im 20. Jahrhundert statt: am 17. April 1912 in Fez, nachdem Sultan Mulai Abd al-Hafiz einen Vertrag unterzeichnet hatte, der Marokko zum französischen Protektorat machte. Für die Bürger des Landes stellte diese Machtübergabe an einen christlichen Herrscher einen Akt des Verrats dar. Da er Franzosen nicht angreifen durfte, entschied sich der arabische Mob dafür, sich stattdessen an Juden und deren Besitztümern zu vergreifen. Einundfünfzig Juden wurden ermordet und zahlreiche Häuser geplündert.

Am 3. August 1934 schimpfte in der algerischen Stadt Constantine ein jüdischer Schneider in betrunkenem Zustand auf die Muslime und äußerte sich beleidigend gegen den Islam. Das Ergebnis: Pogrome gegen die ortsansässigen Juden, bei denen 25 Juden getötet und 38 verletzt wurden.

Im Juni 1941 brach der Farhud, ein gewalttätiger Pogrom, gegen die Juden Bagdads aus. Rund 200 Juden wurden von ihren arabischen Nachbarn ermordet und Tausende verletzt. Jüdischer Besitz wurde geplündert und zahlreiche Häuser in Brand gesetzt.

> „In Marokko fand das erste Massaker an Juden im 20. Jahrhundert statt: am 17. April 1912 in Fez.“

Vier Jahre später, am Jahrestag der Balfour-Deklaration von 1917, ließ eine große Zahl von Arabern ihre Frustration über die Niederlage Nazi-Deutschlands aus, indem sie in mehreren arabischen Ländern Pogrome beging. In Ägypten wurden bei Randalen der Muslimbruderschaft gegen die Deklaration zehn Juden ermordet und um die 350 weitere verletzt. Synagogen, das jüdische Krankenhaus und Altenheime wurden in Brand gesteckt, und mehr als 100 jüdische Geschäfte geplündert und verwüstet. In Libyen wurden rund 140 Juden ermordet, Synagogen niedergebrannt und Häuser geplündert.

Arabische Pogrome gegen Juden

Am Tag nach der Verabschiedung des UN-Teilungsplans am 29. November 1947 brachen in mehreren arabischen Ländern Pogrome gegen Juden aus. Diese fanden nicht koordiniert, sondern eher spontan statt. Die Muslime konnten nicht verstehen, dass den Juden, die seit 1.300 Jahren als rechtlich und institutionell unterlegene „Schutzbefohlene“ (Dhimmis) unter ihnen gelebt hatten, ein Staat zugestanden wurde, in welchem sie unter anderem auch über eine ansehnliche muslimische Minderheit regieren würden. Dieser Unmut brach sich in einer Reihe von Pogromen Bahn. In Aleppo in Syrien wurden 75 Juden ermordet. Im Jemen wurden in Aden 80 Juden massakriert, jüdische Geschäfte geplündert und Synagogen in Brand gesetzt. Tausende Juden flohen aus der Stadt und wurden unter unmenschlichen Bedingungen in Internierungslagern festgehalten. In der Folge wurden im Rahmen der Geheimoperation „Auf den Flügeln der Adler“ mehrere Tausend jemenitischer Juden per Flugzeug nach Israel transportiert.

Ungefähr drei Wochen nach der Gründung des Staates Israel fanden am 7. und 8. Juni 1948 Pogrome in den marokkanischen Städten Oujda und Jerada statt. Zweiundvierzig Juden wurden ermordet und Hunderte weitere verletzt. Einige Tage später wurden in Tripolis, in Libyen, vierzehn Juden ermordet. Im Juni und Juli 1948 kam es als Reaktion auf das Versagen der ägyptischen Armee bei der Vernichtung des neugegründeten jüdischen Staates in den jüdischen Vierteln von Kairo zu Bombenanschlägen der Muslimbruderschaft, Sabotageakten und Übergriffen, bei denen mehrere Tausend Juden getötet und verletzt wurden.

Harugei malchut

Das Ganze wiederholte sich nach dem israelischen Sieg im Sechstagekrieg, als die Staatsoberhäupter arabischer Länder an den dezimierten jüdischen Gemeinden, die sich noch unter ihrer Kontrolle befanden, Rache übten. Tausende Juden waren zur Auswanderung gezwungen wegen Schikanen, Verhaftungen (in Ägypten wurden rund 600 Juden für ein bis drei Jahre in Haft genommen), Mordanschlägen (in Libyen und Marokko), Aufhebung der Staatsbürgerschaft (Irak und Ägypten), Ausweisung und Konfiszierung ihres Eigentums (Irak, Libyen, Ägypten und Syrien). Zwei Jahre später, am 27. Januar 1969, wurden in Bagdad 9 Juden, darunter auch Minderjährige, wegen der erfundenen Anklage der Kollaboration mit Israel auf einem öffentlichen Platz erhängt. Die israelische Regierung würdigte sie schließlich als harugei malchut, die Bezeichnung für Juden, die von einer ausländischen Regierung ermordet wurden – für gewöhnlich aufgrund der Tatsache, dass sie Juden waren.

Mitte der 1980er Jahre wurden elf libanesische Juden von der Hisbollah entführt und nach mehreren Monaten hingerichtet. Der Grund: Israels Weigerung, Verhandlungen zur Freilassung in Israel inhaftierter schiitischer Extremisten zu führen. Man warf den Juden vor, sie würden mit Israel kollaborieren und bezeichnete sie als „Mossad-Agenten“.

Steht den Christen im Nahen Osten nun das gleiche Schicksal bevor wie den Juden in den arabischen Ländern? Aktuelle Daten zeigen, dass seit 2014, als der IS in Syrien und dem Irak an die Macht kam, Christen in großem Ausmaß aus der Region fliehen. Zahlreiche westliche Botschaften wurden angewiesen, Christen, die diese Regionen verlassen wollen, unverzüglich Einreisevisa zu gewähren – dabei hat dieser Prozess noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht.

Dr. Edy Cohen ist Wissenschaftler am BESA Center und Autor des Buches „The Holocaust in the Eyes of Mahmoud Abbas“ (Hebräisch). Übersetzung Audiatur-Online.

kaufen und ihr Ziel der linksideologischen System-Zerstörung weiter betreiben. Um an der Macht zu bleiben, wird das letzte Stück konservativer Politik für rote und apokalyptisch-gretanische grüne Politikinhalte der neuen rot und grün-rot bestimmten Dreier-Koalitionen geopfert werden.

Das wird dem Land schaden, das wir uns allen schaden und es ist nicht der Wählerwille. Der Wähler will das erkennbar nicht. Um zu sehen, was der Wähler will, braucht man sich doch nur das Balkendiagramm des sächsischen Wahlergebnisses anzusehen.

Die Landtagswahlen

Der Wähler in Sachsen hat stellvertretend für die meisten anderen Bundesländer zu 60 % konservativ gegen die zerstörerische linke Politik entschieden und der CDU eine letzte – wenn man die Postwahl-Statements hört, muss man sagen – unverdiente Chance gegeben, eine derartige wertkonservative Regierung ohne linke CDU-Merkelianer und völkischen AfD-Rand zu bilden. Das Erfolgs-Modell für eine künftige Republik-weite Rückkehr zur Vernunft wäre geboren.

Und es wird der CDU-Politik höchstwahrscheinlich egal sein, aber selbst die Juden könnten sich in unserem, dann bald wieder sicherer werdenden Land endlich wieder auf die Straße trauen – mit Kippa!

Ja sogar die sich selbst im Wege stehenden Liberalen könnten sich wieder erholen, wenn sie nur mal versuchen würden, eine wirkliche liberale Partei zu sein, statt der Darling der Open-Border-Merkelianer aus der CDU und der außen grünen, innen roten Klimahysteriker, fortschrittsfeindlichen Wirtschafts-Zwangsregulierer und Wegbereiter für einen Sozialismus 2.0 werden zu wollen.

Allerdings bleibt zu befürchten, dass die Chance, die das Wahlergebnis dem demokratischen konservativen Demokratie-Erhaltungs-Block noch einmal gewährt hat, natürlich nicht genutzt werden wird. SPD und CDU werden die Niederlage mit markigen Worten zum gemeinsamen Wahlauftrag des Wählers uminterpretieren und in geübter Weise bis zur Unkenntlichkeit pervertieren. Islam-Appeasement und Quasi-Verzicht auf die Anwendung unserer demokratischen Rechtsnormen gegenüber Islam-generierter Gewalt und das vorsätzliche Wegsehen bei muslimischem Israel- und Judenhass auf unseren Straßen werden uns ebenso wie die unsägliche und konzeptlose Außenpolitik des Merkel/Maas-Gespanns erhalten bleiben.

Nur 74 Jahre nach dem Ende der Schoah scheint die am Wählerwillen vorbeiregierende Politik der linken Wahlverlierer das Menetekel an der Wand seiner bereits erheblichen Schaden genommenen freiheitlich-demokratischen Welt nicht sehen zu wollen und gaukelt dem Wähler vermeintlich vorrangige Anliegen wie Diesel und Klimaschutz vor, während sie die fortschreitende Strukturauflösung der inneren Sicherheit in unserer Republik verlogen und euphemistisch als bunt und weltoffen tarnt. Der Suizid auf Raten, der unseren freiheitlichen Lifestyle bedroht, geht wie neue Meinungsumfragen zeigen, längst ohne Legitimation der Wählermehrheit des noch regierenden linken Kanzlerin-Erhalt-Bündnisses bislang ungehindert weiter und wird obendrauf auch noch mit falschem Etikett und gegen jedes bessere Wissen als tolerant und multikulti orchestriert.

Donald Trump setzt andere Prioritäten als die deutsche Regierung.

Trump unterstützt Israel

Dass die USA trotz des wachsenden antisemitischen Irrsinns der sich unverständlicherweise immer noch eines teilweisen, wenn auch schwindenden jüdischen Wählerrückhalt berühmenden Demokraten diesen Weg Westeuropas bei der wachsenden Verunmöglichung eines offenen jüdischen Lebens nicht mitgehen, ist vor allem der unbeirrt Juden-und Israel-freundlichen Politik des hier von unserer die freiheitlichen westlichen Ideale zunehmend verlassenden Politik Dauer-angefeindeten Präsidenten Trump zu verdanken, dessen Wiederwahl entgegen den hiesigen Verleumdungen und Diffamierungen wahrscheinlich und nicht zuletzt auch für die Sicherheit des jüdischen Staates wünschenswert ist.

Gleiches gilt für den hier mit erheblich größerer Distanz als etwa das iranische Mordsystem oder der Panislamist Erdogan betrachteten und Dauer-diffamierten israelischen Ministerpräsidenten Netanyahu. Bei der in Israel am 17. diesen Monats anstehenden Wahl zur 22. Knesset wird der israelische Bürger über die Wiederwahl Netanyahus und damit über die Fortsetzung der wachsenden Prosperität, Stabilität, Sicherheit und internationalen Anerkennung des jüdischen Staates zu entscheiden haben.

Allen Widernissen in Deutschland, Westeuropa und dem Anti-Trump-Teil der USA entgegen konnten die Menschen in Israel und die Juden in der Diaspora dank der Existenz und der Verteidigungsfähigkeit des jüdischen Staates und seiner bisherigen Regierung das Jahr 5779 weitestgehend in Frieden und körperlicher Sicherheit verbringen. Unser besonderer Dank und unsere Anerkennung gelten hier wie jedes Jahr vor allem den jungen Frauen und Männern, die im Dienste der Israel Defence Forces mit ihrem Einsatz und ihrer Tapferkeit Tag für Tag für die Sicherheit des jüdischen Staates Sorge tragen.

Für die bevorstehenden Feiertage und für das Neue Jahr 5780 wünschen die Redaktion und ich allen unseren Lesern, dem Staate Israel und allen jüdischen Menschen ein besonders herzliches

Shana Tova 5780!

Mögen Sie und alle Ihre Lieben eingeschrieben sein in dem Buch des Lebens in Gesundheit, Frieden, Glück und persönlichem Wohlergehen

Ihr
Dr. Rafael Korenzecher

Parteiübergreifende Ausgrenzung nicht meinungskonformer Redner macht auch vor Juden nicht halt

Wer das pro-islamische Appeasement nicht mitträgt, ist weder bei der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung noch der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung willkommen.

Von Chaim Noll (Achse des Guten)

Veranstalter in Deutschland, die mich zu Vorträgen oder Lesungen einladen, wenden sich dazu oft an Kooperationspartner, um die Kosten zu teilen. Ich komme von weither und verursache dadurch einen gewissen Aufwand. Bisher haben die parteinahen Stiftungen der verschiedenen politischen Parteien Deutschlands bei solchen Gelegenheiten gern als Kooperationspartner fungiert und aus ihren üppigen Fonds ein paar Euro zu Honorar und Reisekosten beigesteuert.

Im Frühjahr dieses Jahres gab die Friedrich-Ebert-Stiftung in Leipzig den Auftakt, mich wegen kritischer Äußerungen zur Politik der Bundesregierung nicht mehr einzuladen, sogar wieder auszuladen, nachdem man mich bereits eingeladen hatte. Das hat Staub aufgewirbelt bis nach Amerika und Israel und nicht zur Verbesserung von Deutschlands Image beigetragen. Die SPD-nahe Stiftung hätte mich am Reden gehindert, schrieb die "Jerusalem Post", „because he wrote articles critical of the German government's pro-Iranian regime policies that jeopardize the security of the Jewish state."

Die Anregung zum Nachdenken wurde nicht aufgegriffen, sondern hinter den Kulissen für weitere Maßnahmen gesorgt. Resultat: Es bleibt nicht beim Boykott durch die Friedrich-Ebert-Stiftung. Auch die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) darf mich nicht mehr einladen. Die Leiterin ihres Hamburger Büros schrieb dieser Tage an einen Veranstalter, der ihr Kooperation für einen Abend mit mir im März 2020 vorschlug: „Die Konrad-Adenauer-Stiftung Hamburg möchte ausdrücklich gerne in 2020 eine Kooperationsveranstaltung mit Ihnen machen, aber bitte mit einem anderen Referenten."

Der Pluralismus wurde hinterrücks außer Kraft gesetzt

Es sind eigentlich zwei verschiedene Stiftungen, die zu verschiedenen Parteien gehören – aber sie agieren wie eine. Der Pluralismus wurde hinterrücks außer Kraft gesetzt. Dafür gibt es ein deutsches Wort: Gleichschaltung. Das Traurige ist, dass ich die Mitarbeiter der Konrad-Adenauer-Stiftung Hamburg kenne. Und daher weiß, dass nicht sie für den Boykott verantwortlich sind. Einige von ihnen mögen und schätzen mich. Sie sind allesamt jünger als ich, sie gingen noch zur Schule, in den Kindergarten oder waren nicht einmal geboren, als ich schon mit ihrer Stiftung gearbeitet habe. Die Konrad-Adenauer-Stiftung hat in den vergangenen 35 Jahren viele Veranstaltungen mit mir organisiert oder andere Organisatoren darin unterstützt, darunter etliche, in denen ich die Politik früherer Bundesregierungen offen kritisiert habe.

Was ist inzwischen in Deutschland geschehen? Die Demokratie wurde durchorganisiert, gesäubert, ordentlich und überschaubar gemacht. In den so bereinigten Machtstrukturen bedarf es nur noch eines verabredeten Signals, um eine unliebsame Person durchgängig auszuschalten. Unter Vervollkommnung verstand man in Deutschland fast immer Totalisierung. Die alte Bundesrepublik, vierzig Jahre lang von den Vertretern gestandener Demokratien beaufsichtigt, war eine Hoffnung, die sich nicht erfüllt hat. Unter der anderthalb Jahrzehnte währenden Kanzlerschaft einer FDJ-Funktionärin ist Deutschland in seine alten Muster zurückgefallen. Die heutigen Machthaber, in hermetischen Apparaten aufgewachsen, vermissen nichts, für sie ist die Welt in Ordnung, ihre Demokratie perfekt.

Der Autor Chaim Noll

Es ist von neuem ein System, in dem man wegen einer abweichenden Meinung bestraft und für Mitläufertum belohnt wird. Das Ergebnis dieser negativen Auslese sind Apparatschiks, die zwar im Sinne des Apparats gut funktionieren, aber wegen ihrer andressierten Mediokrität, ihres Mangels an Kreativität, ihrer Unfähigkeit zu schöpferischer Kontroverse nicht imstande sein werden, die Herausforderungen von Deutschlands Zukunft zu bewältigen. Und obwohl das alle spüren, kann die schleichende Lähmung offenbar niemand mehr aufhalten. Ich stelle es mir schrecklich vor, heute in Deutschland jung zu sein und in diesem Ambiente überleben zu müssen.

Eine erfreuliche Nachbemerkung:

Der Ebenezer Hilfsfonds Deutschland e.V. will die Veranstaltung mit Chaim Noll ermöglichen. Sie ist geplant für den 25. März 2020, 19.00 Uhr in der Gedenkstätte Kontorhaus Messberg 1 in Hamburg.

Zum 80. Jahrestag des deutschen Überfalls auf Polen

Wer die heutige Sicht Osteuropas auf die Welt verstehen will, darf die Leidensgeschichte dieser Länder nicht aus dem Blick verlieren. Der am 1. September 1939 begonnene Eroberungsfeldzug gegen Polen ist in die Geschichtsbücher als Beginn des Zweiten Weltkrieges eingegangen, und ebnete der Schoah, dem beispiellosen industriellen Völkermord an 6 Millionen jüdischen Frauen, Männern und Kindern, den Weg.

Von Urs Unkauf

Am 1. September 1939 begann das nationalsozialistische Deutschland den Überfall auf Polen und löste damit den Zweiten Weltkrieg aus. Um 4.40 Uhr fielen die ersten deutschen Bomben auf die westpolnische Stadt Wielun und töteten dabei 1.200 Zivilisten. Jeder fünfte Pole verlor in diesem Krieg sein Leben. Polen war neben den heutigen Staaten Ukraine und Weißrussland das Zentrum jüdischen Lebens im östlichen Europa.

Nach den Zahlen des polnischen Instituts des Nationalen Gedenkens starben rund 3 Millionen polnische Bürger jüdischen Glaubens und 2,7 Millionen christlichen Glaubens unter der nazideutschen Gewaltherrschaft. Fünf Jahre nach dem deutschen Einmarsch waren von der jüdischen Bevölkerung Polens nur noch fünf Prozent am Leben.

Ein oft vergessener Aspekt der Geschichtsschreibung ist die Tatsache, dass Polen am längsten unter der nationalsozialistischen Besatzung zu leiden hatte und zugleich am 17. September 1939 in die Zange durch den Angriff der Roten Armee geriet. Der amerikanische Historiker Timothy Snyder beschreibt in seinem 2010 erschienenen Buch „Bloodlands" wie Polen, aber auch die Ukraine, Weißrussland und die baltischen Staaten zu den Hauptorten der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie und auch des Völkermordes am europäischen Judentum wurden. Diese „Räume der Gewalt", wie der Berliner Historiker Jörg Baberowski einen solchen enthemmten Handlungskontext in seinem gleichnamigen einschlägigen Werk von 2015 anschaulich darlegt, haben die Bedingungen, unter welchen sich die Tyrannei der Nationalsozialisten entfalten konnte, erst mit geschaffen.

Frankreich und Großbritannien erklärten dem Deutschen Reich am 3. September 1939 den Krieg, unternahmen aber wenig, um das überwältigte Polen durch eigene Angriffe auf Deutschland von der Übermacht der deutschen Wehrmacht zu entlasten, obwohl dazu damals vertragliche Verpflichtungen bestanden. Für Polen begannen mit dem deutschen Angriff vom 1. September 1939 lange Jahre der Entbehrung und Zerstörung, von denen sich die polnische Nation bis heute nicht vollständig erholt hat.

Historische Fakten und politisches Gedenken stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander. Da wir die Geschichte stets aus dem Blick des Gegenwärtigen betrachten und einordnen, ergeben sich für jede Generation neue Blickwinkel auf dieselben Tatbestände. Daraus folgt auch, dass der Prozess des Erinnerns nur als ein solcher begriffen werden kann und die Erinnerung an das den Polen von deutscher Seite zugefügte Leid keinen Schlussstrich kennt. Da mit diesem Gedenken der etwa 60 Millionen Opfer fordernde Zweite Weltkrieg sowie der systematische Mord an den Juden Europas untrennbar verbunden sind, handelt es sich nicht nur um ein Schlüsselereignis der deutsch-polnischen Beziehungen, sondern um einen mahnenden Meilenstein von internationaler Dimension.

Die Einladungen zur zentralen Gedenkveranstaltung richtete die Regierung Polens aus diesem Grund an die Staatschefs der Mitgliedsstaaten der Europäischen Union, der NATO-Länder sowie die Mitglieder der „Östlichen Partnerschaft". Auf dem Pilsudski-Platz in Warschau empfing Polens Präsident Andrzej Duda Vertreter aus mehr als 30 Ländern. Neben dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenski und dem amerikanischen Vizepräsidenten Mike Pence nahmen Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Bundeskanzlerin Angela Merkel von deutscher Seite teil.

Die Namen der Vernichtungslager von Auschwitz, Majdanek, Treblinka, Sobibor und weitere bleiben untrennbar mit der nationalsozialistischen Okkupation Polens verbunden. Infolge der Schoah sowie auch der Eingliederung Polens in den sowjetischen Machtbereich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kam es zu einer Auswanderung der wenigen überlebenden Menschen mosaischen Glaubens in die Vereinigten Staaten und in das damalige britische Mandatsgebiet „Palästina".

Die Gründung des jüdischen Staates Israel auf seinem historischen Territorium im Jahre 1948 muss vor diesem Hintergrund eingeordnet werden.

Auf der Grundlage dieses historischen Blicks in die europäische Geschichte muss man umso kritischer auf das Verhalten einiger (vornehmlich west-)europäischer Politiker blicken, wenn es um die einseitige und unverhältnismäßige Verurteilung Israels in den Vereinten Nationen unsere Tage geht. In den Ländern Mittel- und Osteuropas wie Polen, Ungarn, der Tschechischen Republik und der Ukraine ist man sich der sich aus diesen Umständen ergebenden Konsequenzen für die Beziehungen zum jüdischen Staat heute bewusster als im Westen, wo gerne der toten Juden gedacht wird, während man die lebenden und selbstbewussten Bürger des jüdischen Staates mit Verachtung straft und jenen den massenhaften Einlass gewährt, die dies in eben diesen Gesellschaften noch vorantreiben.

Die Botschaft des Wählers

Ein „Weiter so“ nach den Landtagswahlen dürfte den Regierungsparteien CDU und SPD in naher Zukunft noch größere Stimmenverluste bescheren.

Von Jaklin Chatschadorian

Elefantenrunde nach der Landtagswahl in Brandenburg: Die Spitzenkandidaten der Parteien ziehen Bilanz.

In Sachsen und Brandenburg haben die Wähler mit einer Wahlbeteiligung von über 60 %, einem Zuwachs von durchschnittlich 20 %, Bewegung in die Parteienlandschaft gebracht und der Politik der etablierten Parteien eine verheerende Bilanz ausgestellt. Die von nahezu allen Parteien gemeinsam bekämpfte AfD hingegen erreichte die besten Ergebnisse seit ihrer Gründung, in beiden Ländern den zweiten Platz. Sie wird bereits als Volkspartei gehandelt.

Die etablierten Parteien, die sich vorgenommen hatten, die AfD inhaltlich zu stellen, haben dieses Ziel weder durch ihre Politik noch durch ihren Wahlkampf erreicht. Die von den Bürgern ersehnte Sicherheit im öffentlichen Raum, das Einstehen für die eigene Identität, für die Werte und die Kultur der Deutschen als Mitglied der westlichen Zivilisation, die Erkenntnis, dass Politik zu gestalten und nicht nur zu reagieren hat, waren an keiner Stelle thematisiert worden. Vor allem der Wahlkampf bestand im Wesentlichen aus der Arroganz des Westens gegenüber dem „Ossi“. Parteiübergreifend ging man davon aus, dass der ostdeutsche Bürger dem Rechtsextremismus zugeneigt sei. Er habe die Demokratie nicht verstanden und leide infolgedessen an einer chronisch gefühlten Benachteiligung. Diese bildungsferne Larmoyanz führe zu einer steten, unberechtigten Unzufriedenheit mit der amtierenden Regierung und damit zu einer Stärkung des rechten Randes. So schimpfte man durchweg auf den Wähler statt ihn zu umwerben, und es entstand ein parteiübergreifendes Bündnis, das mitnichten als starkes Bündnis gegen Menschenfeindlichkeit zu verstehen war, sondern als verängstigtes Zusammenrücken der Ratlosen.

Anti-israelische Fahne wurde geduldet

Nur wenige Tage vor den Landtagswahlen organisierte man eine Demonstration in Dresden, vorgeblich für die offene und freie Gesellschaft unter dem wohlfeilen Titel „unteilbar“. Nach Angaben des Veranstalters versammelten sich über 35.000 Menschen, um ein Zeichen „gegen Rechts“ zu setzen und Politiker freuten sich über die Beruhigungspille, als die Medien ihnen bestätigten, dass bei den Landtagswahlen mit ausreichend Stimmen des linken Lagers zu rechnen sei. An dieser Stelle muss auch auf die Umfragen hingewiesen und über deren Rolle im Wahlkampf nachgedacht werden. Die AfD liegt in beiden Ländern nicht unerheblich über den Prognosen der Umfrageinstitute.

Eine kritische Berichterstattung zur vermeintlichen Demonstration der Nächstenliebe fand man in Deutschlands Leitmedien hingegen kaum. Obgleich im Vorfeld eine Abneigung gegenüber Nationalflaggen, im Besonderen der deutschen Fahne, kommuniziert wurde und dieses als Gebot zu verstehen war, tauchte eine ganz besondere Flagge im Menschenmeer auf: eine „palästinensische“, die das Existenzrecht Israel negiert.

Wenig Berührungsängste mit Antidemokraten

Antisemitismus scheint im „Kampf gegen Rechts“ in Deutschland, welches aus den Lehren des Holocaust gewachsen sein will, dann kein Problem zu sein, wenn er sich gegen lebende Juden richtet. Auch über die Beteiligung des „Zentralrats der Muslime“ in Deutschland freute man sich. Dass der Zentralrat der Muslime in Deutschland eine erhebliche Zahl von Vereinen vertritt, die vom Verfassungsschutz beobachtet bzw. auch international als bedenklich qualifiziert werden, scheint niemanden zu stören. Der Islam gehört zu Deutschland – das ist die neue deutsche Maxime, die den Antisemitismus, die Misogynie, die Homophobie, die Dichotomie der Einteilung der Menschen in gute „Gläubige“ und zu verfluchende „Ungläubige“ hoffähig macht.

Veto. Die Menschen im Osten sind überwiegend freundlich und laufen, anders als die Politik es darstellt, nicht den ganzen Tag griesgrämig schimpfend durch die Straßen. Sie sind selbstverständlich mit bestimmten Umständen unzufrieden, weil es gute Gründe für ihre Unzufriedenheit gibt. Sie haben aber, anders als in Westdeutschland, ein anderes politisches Urteilsvermögen, ein positives Verständnis von Identität und Kultur, und ein feines Gespür für jede Beschränkung ihrer Freiheiten. Die politische Einteilung dieser Bürger durch parteiübergreifende Bündnisse in die Gruppe der „Bösen und Dummen“ ist einer Demokratie nicht würdig, mehr noch, es ist die Übernahme einer islamischen Denkweise. Es ist totalitär, mitnichten freiheitlich.

Die CDU hat den Stimmenverlust von über 7 % redlich verdient. Bundeskanzlerin Angela Merkel war im Wahlkampf de facto unsichtbar. Der Brandenburger Frontmann der Christdemokraten, Ingo Senftleben, schaute links bis zu den Dunkelroten und lieferte mit 15,6 % das schlechteste Ergebnis aller Zeiten. Die Parteivorsitzende Kramp-Karrenbauer ist nicht gewillt, die einst konservative Partei mit ihrem konservativen Flügel, der Werteunion, zu versöhnen. Inmitten des Wahlkampfes greift sie ihren Parteifreund Hans-Georg Maaßen, den ehemaligen Präsidenten des Verfassungsschutzes, an und zweifelt an der Sinnhaftigkeit seiner Parteimitgliedschaft. Sachsens Regierungspräsident Michael Kretschmer distanziert sich ebenfalls von der persona non grata der Partei. Selbst Friedrich Merz, die vermeintliche Hoffnung der Parteikonservativen im Hintergrund, und damit auch der Werteunion, beklagte, dass die Werteunion ein Zusammenschluss jener sei, die nicht gehört werden, während er betonte, dass Maaßen ja nur kritisiere, aber keine Lösungen liefere. Er stellte einen Überdruss an Kompromissen bei der Bevölkerung fest, unter Betonung, dass solche in einer Demokratie notwendig seien. Damit zeigt er sich linientreu gegenüber einer CDU, die immer noch davon ausgeht, dass die Politik der Regierenden eigentlich annehmbar, aber eben nur schlecht kommuniziert sei.

Die SPD, die gefühlt jeden zweiten Tag zwei neue, mögliche Vorsitzende in die Medien bringt, hat ein historisches Tief erwirtschaftet. Sie machte in den letzten Tagen entweder Schlagzeilen mit einer Ministerin, die behauptet, die Demokratie sei im Osten noch nicht angekommen oder mit den Herren Stegner und Lauterbach, die beide in den sozialen Medien einen absurden Gedanken nach dem anderen äußern und einen Hype zu Ungunsten der Partei auslösen.

Die Kleinpartei der Grünen wird regieren

Die Grünen im Osten feiern sich, und es ist nicht recht nachvollziehbar warum. Zwar haben sie im Vergleich zu vorangegangenen Wahlen Gewinne erzielt. Vermutlich werden sie einzig aufgrund der Absage der Parteien an die AfD am Koalitionstisch sitzen, mitnichten aber aufgrund einer Überzeugungsleistung gegenüber dem Wähler.

Die FDP hat ein weiteres Mal den Einzug in den Landtag versäumt. Während es der Politik an Wirtschaftskompetenz fehlt, fehlten bei der FDP Konzepte und Lösungsvorschläge für brisante Themen ebenso wie Kandidaten, die durch Charisma, vor allem neben dem nicht mehr so glänzenden Bundesvorsitzenden Christian Lindner, leuchten könnten.

Die SED-Linke griff auf alte Muster zurück. Marktradikalismus, so nannte es die Vorsitzende Katja Kipping, sei die Erklärung für den Rechtsruck des Ostdeutschen. So hatte sie in alter Manier die etablierten, kapitalistischen Parteien für den Status quo in der Schuld, und die Bürger Sachsens und Brandenburgs politisch entmündigt, statt neue Ideen und vor allem Lösungen für die Herausforderungen unserer Zeit zu bieten.

Auch nach der Wahl sind die Reaktionen der Parteien nicht nachvollziehbar. Wieder einmal scheint jeder alles richtig gemacht zu haben – nur die einen mit den größtem Zugewinn nicht. Wahlergebnisse und Verluste nicht ernstzunehmen bedeutet jedoch den Wähler nicht ernstzunehmen. Wer einen „Erfolg“ feiert, den er mit den bisherigen Politik-Methoden erreicht hat, der gibt zu verstehen, dass er nichts ändern will. Und das wird vermutlich in Zukunft zu noch größeren „Erfolgen“ der CDU und der SPD führen.

Jedes Opfer hat einen Namen

Die Identität der Opfer islamischer Gewalt bleibt in Deutschland auffallend oft im Dunkeln.

Von Gerd Buurmann

Als nach dem Anschlag vom 19. Dezember 2016 auf dem Weihnachtsmarkt in Berlin ein Erinnerungsplakat aufgehängt wurde, waren alle deutschen Opfer gesichts- und namenslos.

Als nach dem Terroranschlag in Barcelona vom 17. August 2017 ein Erinnerungsplakat aufgehängt wurde, hatten die Opfer Namen und Antlitz.

Der Umgang in Deutschland mit Opfern von Terroranschlägen unterscheidet sich massiv von anderen Ländern und offenbart eine erschreckende Unfähigkeit zu trauern.

Am 29. Juli 2019 wurde ein achtjähriges Kind auf dem Frankfurter Hauptbahnhof ermordet. Über den Täter wissen wir genug, um uns an ihn erinnern zu können, über das Opfer wissen wir nichts, das den kleinen Jungen vor dem Vergessen bewahren kann.

Solange die Opfer in Deutschland keine Gesichter und keine Geschichten haben, werden deutsche Politikerinnen und Politiker weiterhin so unsägliche Durchhalteparolen von sich geben können wie: „Wir lassen uns unsere Art zu leben nicht nehmen!“

Wer ist dieses „Wir“ überhaupt? Den Opfern wurde nicht nur ihre Art zu leben genommen, sondern gleich ihr ganzes Leben dazu. Sie können mit diesem „Wir“ nicht gemeint sein.

Jeder Politiker und jede Politikerin, die nach einer fürchterlichen Tat gebetsmühlenartige Floskel herunterbetet, sich auf den Täter fokussiert und die Opfer anonymisiert, wirft die Opfer in die Höhle des Vergessens.

Uns wurde am 19. Dezember 2016 sehr wohl etwas genommen. Uns wurden zwölf Welten genommen, zwölf Menschen, die lebten und liebten, zwölf Menschen mit einem Gesicht. Am 29. Juli 2019 wurde ebenfalls eine Welt ermordet. Sie hatte noch alles vor sich. Auch diese Welt hatte ein Antlitz.

„Im Antlitz des Anderen erkennst Du Gott“
(Emmanuel Lévinas)

Solange wir uns weigern, in das Antlitz der Opfer zu schauen, solange wir ausnahmslos in das Antlitz der Täter starren, werden wir nicht anfangen, über unsere eigene Verantwortung nachzudenken.

Nur wer sich der Verantwortung nicht stellen will, muss verhindern, in die Augen der Opfer sehen zu müssen.

Es gibt Menschen, die können nicht trauern, weil die Trauer ihre eigene Ideologie erschüttern würde. Sie verweigern sich daher lieber der Empathie und dem Schmerz. Sie wollen ihr Ideal nicht aufgeben. Wenn der Tod eines Menschens diesem Ideal gefährlich wird, dann muss der Mensch zur bloßen Nummer werden. Opfer Nummer X, vielleicht noch Alter Y, aber bitte keine Biographie.

Was für ein Schauer hat Deutschland ergriffen, dass es so viel emotionale Kälte in diesem Land gibt?

Diese Tafel hing am Tatort des islamisch motivierten Terroranschlags auf dem Berliner Weihnachtsmarkt.

Unterstützen Sie Deutschlands einzige unabhängige jüdische Zeitung!

Abonnieren Sie und schalten Sie Werbung in der JÜDISCHEN RUNDSCHAU!

Liebe Leserinnen und Leser,

gegründet im Sommer 2014, als Reaktion auf die antisemitischen Demonstrationen in ganz Deutschland, setzt sich die JÜDISCHE RUNDSCHAU heute für jüdische Belange und für Israel ein wie kein zweites Medium im deutschsprachigen Raum. Die positiven Rückmeldungen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Israel bestärken uns in unserer Arbeit.

Dennoch brauchen wir auch Ihre Hilfe: Abonnieren Sie die JÜDISCHE RUNDSCHAU, erzählen Sie in der Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis von unserer noch jungen Zeitung!

Verschenken Sie Abos und reichen unsere Zeitung weiter!

Denn eine Zeitung wird erst durch ihre Abonnenten stark.

Auch Deutschland, Österreich und die Schweiz brauchen eine selbstbewusste jüdische Stimme!

Ihre
JÜDISCHE RUNDSCHAU-Redaktion

Die neue Wiederbelebung judenfeindlicher Klischees

Das Leitmedium „Spiegel“ reißt die Juden Deutschlands aus ihrer geglückten Integration und stempelt sie zu „Fremden“.

Von Dr. Nikoline Hansen

Am 3. Januar 1966 veröffentlichte der „Spiegel“ unter der Rubrik „Zeitgeschichte“ einen Artikel zum Thema Juden unter der Überschrift „Alte Angst“. Eingangs zitiert wird aus einer Umfrage unter Gymnasiasten, die das Weltbild Hitlers in Bezug auf die jüdischen Mitbürger bestätigte. Dazu gehörten diese drei Vorstellungen:

- „In Zeiten der Arbeitslosigkeit lebten sie in Saus und Braus, während das deutsche Volk darbte.“
- „Sie beherrschten 36 Prozent der Wirtschaft.“
- „Die Juden sahen nach 1918 in Deutschland ein Paradies.“

Im Sommer 2019 widmete der Spiegel schließlich sein Heft 4/2019 der Reihe „Geschichte“ diesem Thema: „Jüdisches Leben in Deutschland“ heißt es auf dem Titelbild, das auf den ersten Blick den historischen Kontext nicht eindeutig erkennen lässt. Dafür wählten die Redakteure ein Titelbild aus, das genau die bereits 1966 erkannten Vorurteile wiederspiegelt: Zwei Männer, ein älterer stehend auf einen Stock gestützt mit einem Blick, den man als leidend, wissend oder aber auch verschlagen interpretieren kann, sieht einen jüngeren an, der eindeutig zufrieden zurücklächelt, oder auch erfreut grinst. Trotz der Beleibtheit des Jüngeren, die Wohlstand impliziert, wirken Kleidung und Stuhl abgenutzt, die Bärte und Hüte zeichnen sie aus als anders, eben nicht vollkommen angekommen in der deutschen Gesellschaft.

Dazu trägt der Titel gerade in seinem Nachsatz bei: „Jüdisches Leben in Deutschland. Die unbekannte Welt nebenan“. Das ist eindeutig ein Fehlgriff in die Mottenkiste, denn hier wird nicht auf die Geschichte, sondern die Gegenwart referiert. Der rote Hintergrund, an Feuer erinnernd, der verdeckte Magen David und die angedeuteten Korbdeckel in Form von Spinnennetzen tun ein Übriges, um die vorherrschenden Vorurteile anno 2019 angemessen zu referieren und unangenehme Assoziationen an Zeichnungen aus der antisemitischen Zeitschrift „Der Stürmer“ hervorzurufen.

Nikoline Hansen

Der umstrittene „Spiegel“-Artikel.

Zwei Juden von vor 100 Jahren

Die wohl umfassendste Reaktion auf das Titelbild – zwei „Ostjuden“, aufgenommen vermutlich im Berliner Scheunenviertel der 1920er Jahre – lieferte Oren Osterer am 31. Juli kurz nach Erscheinen des Heftes in einer Notiz auf Facebook. Seine Schlussfolgerung: „ …der Spiegel packt antijüdische Klischees am laufenden Bande aus. Es spielt keine Rolle, was in dem Heft steht (ich will es auch gar nicht mehr wissen). Die meisten Menschen gehen ohnehin an diesem Heft vorbei, und sehen nur das Titelbild. Und es vermittelt ihnen ein falsches, teils abstoßendes Bild vom Juden. Aber ein Bild, das bei den meisten die offensichtlich gewollte Wirkung erzielt. Und wer beim Vorbeigehen noch die Zeit findet, den Untertitel zu lesen, der versteht noch folgendes: Die Juden leben zwar unter uns, aber in einer fremden Welt. …Das klingt bedrohlich und das wirkt so.“

Osterer war einer der ersten, aber nicht der einzige, dem dieser Titel Unbehagen bereitete. Schließlich berichtete sogar der Deutschlandfunk – die Kritik angesichts der durch den Titel zum Ausdruck gebrachten Ausgrenzung als „Unbekannte“ war nicht zu überhören. Weitere Resonanz erfolgte allerdings nicht. Wie immer waren es vor allem Betroffene, die sich zu Wort meldeten. Auch fehlte die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Heft eines renommierten deutschen Verlags selbst, der mit seinen Produkten zu den Leitmedien der deutschen Presselandschaft zählt, und auch mit einem kurz zuvor veröffentlichten Artikel, in dem er die „Lobbyarbeit“ eines jüdischen Verbandes als unverhältnismäßig kritisierte, bereits wieder einmal ein antisemitisches Fettnäpfchen bedient hatte.

Richtig schlimm wird es dann allerdings doch, wenn man den Inhalt des Heftes betrachtet, das pseudowissenschaftlich daherkommt, nur an der Oberfläche kratzt und das Judentum tatsächlich als unbekannte Welt präsentiert. So wird für die Gegenwart ein Schwerpunkt auf jüdische Friedhöfe und den Holocaust gelegt – sieben Überlebende kommen zu Wort mit zeitnahen Porträts, die verraten, dass sie alt sind und wohl nicht mehr allzu lange leben werden. Das ist sicher richtig, denn der Holocaust stellt einen entscheidenden Einschnitt im jüdischen Leben in Deutschland dar – auch wenn er nur die Konsequenz der vorangegangenen antisemitischen Ausfälle der Mehrheitsgesellschaft darstellte. „Zeugen des Grauens“ werden sie genannt – und düster sind alle Fotos zu diesem Thema. Bravo, eine zeitgemäße Illustration der Lage des deutschen Judentums. Absicht oder Unbewusstsein? Dann werden jüdische Friedhöfe unter der Überschrift „Häuser des Lebens“ präsentiert. Sicher nicht sarkastisch gemeint, aber auch in dem Artikel mit keinem Wort erklärt, sondern als „malerische Orte“ verklärt.

Prominenz eines Unprominenten

Lichtblicke sind einzig ein Essay des Historikers Julius Schoeps, der allerdings durch den wenig passenden Titel „Das Stigma der Heimatlosigkeit“ entstellt wird, denn Schoeps geht es gerade um das deutsch-jüdische Erbe und die Sensibilität, die im Umgang mit dem Nachlass gefordert ist, sowie das Interview mit Raphael Gross, dem Direktor des Historischen Museums, wobei auch hier die Überschrift eine falsche Prämisse setzt, nämlich „Eine Geschichte der Abgrenzung“.

Ganze acht Seiten widmet das Heft zum Schluss dem in der jüdischen Gemeinschaft eher unbekannten Max Czollek, dessen Thesen durchaus als umstritten bezeichnet werden können. Hier darf er sie unter der Überschrift „Jud, bittersüß“ in unverhältnismäßiger Länge präsentieren.

Nein, im 21. Jahrhundert ist das Judentum in Deutschland keine unbekannte Welt. Die „Spiegel“-Redakteure hätten sich durchaus die Mühe machen können, sich mit Mitgliedern des Zentralrats der Juden, jüdischen Synagogengemeinden oder anderweitig bekannten Jüdinnen und Juden zu unterhalten. Das hätte ein gutes Gleichgewicht zu der Präsentation der Holocaust-Überlebenden gegeben, und vielleicht zu einem etwas positiveren Ausblick geführt. So bleibt das Heft eine Farce und trägt dazu bei, die Vorurteile in Deutschland weiter zu vertiefen und stärkt die These, dass jüdisches Leben in Deutschland in Wirklichkeit unerwünscht ist. Das ist außerordentlich bedauerlic

DIE ÄLTEREN AUSGABEN DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ SIND IN DER REDAKTION ERHÄLTLICH.

Wenn Sie eine oder mehrere Ausgaben brauchen, können Sie die auf der Seite www.juedische-rundschau.de/shop bestellen und bezahlen oder teilen Sie uns bitte auf dem Postweg (J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin) mit, welche genau, an welche Adresse sie geschickt werden sollte und legen Sie bitte als Bezahlung Briefmarken zu je 80 Cent bei:

- **Für eine Ausgabe – 3 Briefmarken;**
- **Für zwei Ausgaben – 4 Briefmarken.**

Für mehr als zwei Ausgaben wenden Sie sich bitte an die Redaktion, um die Rechnung zu erhalten.

Bibi, die Taube, und der Süden Israels

Für Israel-Feinde ist die notwendige Abwehrbereitschaft eines Landes immer „Hardliner"-mäßig. Aus Sicht der fast täglich raketen-bedrohten süd-israelischen Bevölkerung ist Benjamin Netanjahu jedoch alles andere als ein Falke.

Von Anastasia Iosseliani

Alon Davidi, Bürgermeister von Sderot nahe des Gaza-Streifens.

Alon Davidi, der Bürgermeister von Sderot, ist wie viele Israelis unzufrieden, denn er denkt, dass er und die Bewohner Sderots, ja, eigentlich des ganzen Südens von Israel von den Politikern in Jerusalem im Stich gelassen werden. Und nein, es geht dabei nicht um den Preis von Hüttenkäse oder ob Sara Netanyahu, von wem auch immer, Schmuck bekommen haben soll. Es geht um etwas viel Existenzielleres.

Es geht darum, dass die Menschen in Sderot nur 15 Sekunden Zeit haben, um den nächsten Schutzraum zu erreichen, wenn die Hamas wieder Raketen auf den israelischen Süden regnen lässt. Bürgermeister Davidi ist der Meinung, dass es eine großangelegte, militärische Operation mit dem Ziel der Vernichtung der Hamas braucht, um dafür zu sorgen, dass die Menschen in Sderot, Aschkelon und Aschdod wieder einigermaßen in Frieden leben können. Nach Ansicht des Bürgermeisters von Sderot versteht die Hamas nur eine Sprache, nämlich die der harten Hand, und er will und kann es nicht mehr akzeptieren, dass die Regierung in Jerusalem die israelischen Bürger im Süden im Stich lässt – denn die Macht der Zahal ist enorm und diese Macht sollte man dazu einsetzen, die Hamas, die sich im Gaza-Streifen hinter Zivilisten versteckt und verschanzt, militärisch zu vernichten.

Während Israel-Korrespondenten verschiedener Medien in Tel Aviv sitzen, die Hamas nur von der Lektüre der «Haaretz» kennen, denken und schreiben, dass Benjamin «Bibi» Netanjahu, der am längsten amtierende Premierminister Israels, ein Hardliner, fast schon ein Kahanist oder ein Faschist sei, wären die Menschen in Aschdod, Aschkelon und Sderot dankbar, wenn Bibi die Hamas etwas härter anfassen würde. Denn die jetzige Situation, die nach der Räumung des Gaza-Streifens durch die Zahal entstanden ist, ist keinem Menschen zumutbar. Selbst Schulen und Spielplätze brauchen Schutzräume und Bunker aufgrund der Tatsache, dass die Hamas und andere Terrorgruppen im Gaza-Streifen regelmäßig den Süden Israels mit Raketen beschießen. Die Situation ist derart dramatisch, dass es erst kürzlich einen Protest vor der Knesset in Jerusalem gab, bei der die NGO «The Israel Victory», mit einem 10 Meter großen, aufblasbaren Huhn über die vermeintliche Feigheit gegenüber der Hamas protestierte. Auf dieser Protestveranstaltung sprachen auch Simcha Goldin, der Vater des gefallenen Soldaten Hadar, dessen Leiche immer noch von der Hamas als Geisel gehalten wird und Herzl Hajaj, der Vater der ermordeten Shir Hajaj.

Gantz will Militärschlag

Selbst Politiker von «Blau-Weiß», dem zentristischen Oppositionsbündnis, wie Yair Lapid und Benny Gantz, kritisieren den laschen Umgang von Benjamin Netanjahu mit der Hamas. Der ehemalige Generalstabschef Benny Gantz sagte, dass wenn er an der Macht wäre und die Hamas wieder Raketen regnen lasse, er sicherstellen würde, dass dies das letzte Mal sei, dass die Hamas so etwas tun könne. Benny Gantz will keine Einigung, auch keinen Waffenstillstand, sondern einen militärischen Sieg über die Hamas. Ins gleiche Horn bläst auch Yair Lapid. Der ehemalige Nachrichtensprecher sagte nämlich, dass man in Gaza einsehen solle, dass, wenn das nächste Mal israelische Bürger unter dem Raketenhagel aus dem Streifen zu leiden hätten, Israel Katar nicht mehr erlauben werde, Koffer mit Millionen von Dollars nach Gaza zu schicken, sondern stattdessen Lenkraketen in die Häuser der Führungsriege der Hamas schicken werde.

Sowohl Benny Gantz als auch Yair Lapid sind keine Radikalen, sondern solide Zentrumspolitiker. Aber auch sie haben, wie die Menschen in Aschkelon, Aschdod und im ganzen Süden Israels, genug vom Raketenterror aus dem Gaza-Streifen. Und deshalb kritisieren sie Benjamin Netanjahu für seine Atonie gegenüber der Hamas.

Benjamin Netanjahu, der kein Hardliner ist – sondern wie seine bisherige Politik gegenüber der Hamas im Gazastreifen beweist – zu massiven Zugeständnissen bereit ist, ist ein gemäßigter Konservativer mit einem Problem: Denn dadurch, dass Israel sowieso schon als Buhmann der Region gesehen wird – egal was Israel tut oder sein lässt – wird alles, was Israel in Bezug auf Gaza tut, mit antisemitischen Boykottaufrufen, Brandstiftungen auf Synagogen und dergleichen quittiert. Dies führt dazu, das Benjamin Netanjahu, der vermeintliche «Hardliner» und «Faschist», mit chirurgischer Präzision agieren muss, wenn es um Gaza und den Süden Israels geht.

Einerseits muss Netanjahu sicherstellen, dass israelische Bürger einigermaßen in Sicherheit leben können, und andererseits muss er verhindern, dass Israel international nicht noch mehr an den Pranger gestellt wird von Staaten wie Katar und der Islamischen Republik Iran, die den Terror aus Gaza finanzieren. Dies ist ein unglaublicher Balanceakt, der den meisten Menschen außerhalb von Israel nicht bewusst ist.

Israel-Korrespondenten, die kein Hebräisch sprechen

Denn wie schon erwähnt, sitzen die meisten Israel-Korrespondenten im schönen und sicheren Tel Aviv und sind nur ab und an in Aschkelon oder Sderot, um an Führungen teilzunehmen, wenn es keine Raketen aus Gaza regnet. Diesen Korrespondenten, die oft nicht einmal Hebräisch sprechen, ist es nicht bewusst, wie sich ein Leben unter dem Raketenterror der Hamas anfühlt. Stattdessen machen sie das Einfachste und, für sie, Naheliegendste: Sie geben Benjamin Netanjahu die Schuld an der Situation, weil etwas anderes nicht in das anti-israelische Narrativ passt. Hinzu kommt, dass die Feinde Israels, wie die Hamas und Katar und das Regime der Islamischen Republik Iran, Imperialisten in der Verkleidung von Revolutionären sind, die vom «Rassismus der tiefen Erwartungen» gegenüber nicht-westlichen Entitäten und Staaten profitieren.

Dieser Rassismus führt dazu, dass weder die Hamas noch die Machthaber in Doha oder Teheran jemals zur Verantwortung gezogen werden, dafür was sie den Menschen im Süden Israels antun. Stattdessen wird weiterhin das antisemitische Ressentiment kultiviert – vom Brunnenvergifter zum Kindermörder ist alles dabei, was man früher den Juden und heute dem Juden unter den Staaten, Israel, vorwirft.

Unter dem Terror aus Gaza leiden jedoch nicht nur israelische Staatsbürger. Die Menschen in Gaza leiden ebenfalls aufgrund der Terrorherrschaft von antisemitischen Islamisten, deren Führungsriege ein Luxusleben in Katar und der Türkei lebt, während die Bodentruppen der Terroristen in ihrem wahnwitzigen Kampf gegen Israel Zivilisten und zivile Einrichtungen als menschliche Schutzschilde missbrauchen. Aber nicht nur durch den Dschihad mit Israel leiden die Menschen in Gaza unter der Terrorherrschaft der Hamas und anderer Fanatiker wie dem «Islamischen Dschihad», sondern auch unter der verfallenden Infrastruktur, die sogar den Import von Strom und Wasser aus Israel nötig macht.

Alles muss dem Dschihad untergeordnet werden. Darum werden Kraftwerke und Wasseraufbereitungsanlangen nicht gewartet, und anstatt Zement zum Bau von Schulen, Krankenhäusern und Wohnungen zu verwenden, baut man Tunnel, die weit ins israelische Kernland reichen, um die Menschen dort zu terrorisieren und gegebenenfalls zu entführen.

Dass es zu einem Konflikt kommen wird, ist unvermeidlich, denn kein Staat der Welt kann sich regelmäßigen Raketenterror gefallen lassen. Wie der Bürgermeister von Sderot, Alon Davidi, sagte: Nur eine militärische Operation mit dem Ziel der Vernichtung der Hamas kann dem Süden Israels und den Zivilisten im Gaza-Streifen etwas Ruhe und Frieden verschaffen. Dazu braucht es nicht nur die Stärke der Zahal, sondern auch effektive Sanktionen gegen die Machthaber in Doha und Teheran, die Terroristen wie die Hamas und den «Islamischen Dschihad» finanzieren. Nur die Kombination aus militärischer Stärke gegen Terroristen und Sanktionen gegen deren Financiers im Hintergrund kann Erfolg bringen und damit auch potentiell friedensfördernd sein, damit in Zukunft die Kinder im Süden Israels ruhig schlafen können und die Kinder im Gaza-Streifen nicht mehr als menschliche Schutzschilde missbraucht werden.

Auswärtiges Amt relativiert arabische Gewalt gegen Juden mit immer gleichen Textbausteinen

Während Israel den unprovozierten Mord an einer unschuldigen ermordeten 17-jährigen betrauert, gibt das deutsche Außenministerium den Opfern empathielos eine Mitschuld und spricht unsinnig von einer „Spirale der Gewalt“.

JACK GUEZ, AFP

Copyright Familie Shnerb

Das Begräbnis von Rina Shnerb

Von Elisabeth Lahusen und Ulrich Sahm (www.audiatur-online.ch)

Sie war mit ihrem Vater Eitan und Bruder Dvir in dem beliebten Wandergebiet zwischen Dolev und dem „palästinensischen“ Dorf Dayr Ibzi unterwegs, als ein Sprengsatz explodierte. Ihr Vater und ihr Bruder wurden verletzt. Rina starb. Sie wurde am Freitagnachmittag auf dem neuen Friedhof in ihrer Heimatstadt Lod beigesetzt. Die Terroristen die den Sprengsatz gezündet haben, sind zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Textes noch auf der Flucht.

Die Quelle Ein Bubin wird auch „Danny's Spring“ genannt, nach dem ermordeten Danny Gonen. Auch Danny kam aus Lod. Am 19. Juni 2015 hatten der 25-jährige Danny Gonen und sein Freund Netanel Hadad das Schwimmen im Becken der Ein Buvin-Quelle beendet. Als sie mit ihrem Auto zur Hauptstraße zurückfuhren, wurden sie von einem „Palästinenser“ angehalten, der um Hilfe zu bitten schien. Als die beiden ihr Auto anhielten, kam der Mann näher und fragte: „Gibt es Wasser an der Quelle?“ und dann schoss er auf die jungen Israelis. Gonen wurde in den Oberkörper getroffen und bewusstlos und schwer verletzt mit einem IDF-Hubschrauber in das Tel Hashomer Hospital gebracht, wo er tot ankam. Sein Freund wurde mäßig verwundet.

Am Tag von Rinas Ermordung meldete sich auch das Amt des deutschen Außenministers zu Wort. Jenes Außenministers, der laut seiner eigenen Aussage wegen Auschwitz in die Politik gegangen ist. Das deutsche Außenamt twitterte:

„Der heutige Anschlag auf drei Israelis, einem Vater mit zwei Kindern, im Westjordanland macht uns tief betroffen. Wir verurteilen solche Gewaltakte mit allem Nachdruck & setzen uns dafür ein, dass die Spirale aus Gewalt und Hass überwunden wird.“

„Spirale aus Gewalt und Hass“.

Diese Formulierung ist so ungeheuerlich, dass es einem den Atem verschlägt.

War etwa die ermordete Rina Schnerb aus der israelischen Stadt Lod bei ihrem Ausflug zu der Quelle voller Hass? Üben Israelis allein durch ihre Anwesenheit „Gewalt“ aus? Hat der junge Danny Gonen im Sommer vor 4 Jahren aus reinem Hass seinem späteren Mörder helfen wollen?

Gehen wir zurück zum 15. Juni 1944. An diesem Tag wurde das 15-Jährige Mädchen Blanka Adler zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Aranka von den Deutschen mit tausenden anderen Juden aus dem damals ungarischen Leva in Viehwagen gestopft und tagelang unter unmenschlichen Bedingungen in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Ihre Mutter wurde schon an der Rampe zur Ermordung weggeführt. Die Mädchen überlebten die Hölle. Viele Jahre wollte Blanka nicht über das Erlebte erzählen, doch als alte Frau brach sie ihr Schweigen und berichtete in deutschen Schulen über ihr Schicksal. Dafür bekam sie 2012 das Bundesverdienstkreuz. 2017 starb Blanka Pudler (geb. Adler). Ihre Erlebnisse wurden 2018 in einem Buch geschildert.

Die beiden Mädchen Rina und Blanka eint das gleiche Schicksal: Sie waren Kinder aus jüdischen Familien. Judenhasser wollten sie ermorden. In beiden Fällen gab es keine Spirale aus Gewalt und Hass. Es gab nur Gewalt gegen Juden.

Vielleicht sollte Deutschland einmal seine Textbausteine auswechseln.

In der Stellungnahme des Auswärtigen Amtes ist auch noch ein Hinweis auf die von Deutschland angestrebte „Perspektive einer Zwei-Staaten-Lösung, die allen Israelis und Palästinensern ein Leben in Frieden und Sicherheit ermöglicht“ die Rede.

Mal abgesehen davon, dass weder Israelis noch „Palästinenser“ diese Zauberlösung wünschen – laut Umfragen und offiziellen Erklärungen –, sieht heute schon die Realität anders aus. In Ramallah und anderen Städten im Westjordanland, sowie im Gazastreifen besitzen die „Palästinenser“ ein staatsähnliches Gebilde: Autonomie oder Selbstverwaltung genannt. Sie haben dort eine eigene Regierung mit Polizei, aufgelöstem Parlament und allen anderen Zutaten eines Staates, inklusive eigener Uniformen, Waffen, Flagge und Hymne. Dennoch gibt es weiterhin Terrorattacken und Raketenbeschuss auf Israel. Gleichwohl scheint die deutsche Regierung zu glauben, dass es nach der offiziellen Ausrufung des Staates Palästina tatsächlich „Frieden“ geben werde. Vieles spricht dagegen.

Auschwitz war nur durch die Kapitulation der Täter zu beenden

2005 hat sich Israel vollständig aus dem Gazastreifen zurückgezogen mitsamt Siedlern und Soldaten. Für die im Gazastreifen herrschende Hamas-Organisation war das „grünes Licht“, nun erst recht tausende Raketen und Granaten in Richtung israelischer Städte und Ortschaften abzuschießen, als „Widerstand gegen die Besatzung“. Ähnliches passierte in den selbstverwalteten „palästinensischen“ Städten im Westjordanland. Mehrfach wurden Israelis gelyncht, als sie in friedlicher Absicht diese Städte besuchten, etwa um den guten Humus zu genießen, oder weil sie sich verirrten. In der Folge ließ die israelische Militärverwaltung an den Zufahrtsstraßen große rote Schilder aufstellen, die dreisprachig israelischen Bürgern den Besuch in den „palästinensischen“ Städten strikt verbieten. Anders als vielfach behauptet, gibt es keineswegs überall Mauern oder Straßensperren. Viele Städte und Ortschaften sind völlig offen, ohne jegliche israelische Kontrolle an den Zufahrtsstraßen.

Anstatt „Frieden“ und Sicherheit zu bringen, kann man feststellen, dass die Quasi-Existenz einer heute schon bestehenden Zweistaatenlösung für Israelis nur Tod, Bombardements und schlimmsten Terror gebracht hat. Umgekehrt, solange ein „Palästinenser“ kein Messer hervorholt und keinen Anschlag plant, passiert ihm in Israel nichts und schon gar keine willkürliche Hinrichtung auf offener Straße, der Israelis in Ramallah und Hebron zum Opfer gefallen sind.

Auschwitz war nur durch die Kapitulation der Täter zu beenden. Nicht anders konnte man den mörderischen Furor deutscher Antisemiten stoppen. Es ist das Geheimnis des deutschen Außenamtes, wieso es der Ansicht ist, dass nach Einrichtung einer Zweistaatenlösung der abgrundtiefe Hass „palästinensischer“ Antisemiten auf jeden jüdischen Israeli plötzlich enden sollte.

Kein „Kopf-an-Kopf-Rennen“ zwischen Netanjahu und Gantz erkennbar

Bei der nächsten Wahl erscheint der ehemalige General Insidern trotz anderslautender deutscher Presseberichte chancenlos gegen den Amtsinhaber.

Von Ben Segenreich (Mena Watch)

Der Amtsinhaber (rechts) und sein Herausforderer.

Erstmals in der Geschichte Israels ist nach Wahlen keine Regierungsbildung gelungen, erstmals wird daher (nach dem 9. April nun wieder am 17. September) in einem Kalenderjahr zweimal gewählt. Für die Bürgerinnen und Bürger ist das ein recht trauriges Schauspiel, an dem die regieführenden Politiker einander gegenseitig die Schuld geben. Jeder Wahlgang kostet viel Geld. Ein Wahlkampf, der im letzten Herbst begonnen hat, vergiftet jetzt auch noch die Sommerferien und fällt allen schon wirklich auf die Nerven. Und weil in der Regierungsarbeit permanent improvisiert werden muss und überhaupt keine Koalition mehr möglich scheint, könnte man zum deprimierenden Schluss kommen, dass das Land unregierbar geworden ist.

Bei allem Unbehagen ist das Schauspiel aber auch irgendwie lustig. In Wiederholungen ist immer auch das eingebaut, was man auf Französisch treffend „comique de répétion“ nennt, unzureichend übersetzt mit „running gag“ oder „Dauerwitz“. Ja, es ist nicht nur traurig, sondern auch komisch, mitanzusehen, wie die Abläufe mechanisch wiederkehren und die Akteure nichts dazulernen. Was die Medien betrifft, bedeutet das, dass manche auf Fehleinschätzungen, um nicht zu sagen auf der Verbreitung von Desinformation, beharren, obwohl sie doch soeben erst widerlegt worden sind. Vor den Wahlen im April haben internationale, aber auch viele israelische Medien ihrem Publikum regelmäßig und unbeirrbar etwas von einem „Kopf-an-Kopf-Rennen“ zwischen Benjamin Netanjahu, dem rechtskonservativen Ministerpräsidenten, und Benny Gantz, dem im politischen Zentrum platzierten Herausforderer, erzählt. (Unter den deutschsprachigen Medien etwa der ORF, die „Neue Zürcher Zeitung“, das ZDF und die „Süddeutsche Zeitung“.) Dabei hatte Gantz in keiner Phase eine Chance gehabt, Regierungschef zu werden. Am Kräfteverhältnis hat sich inzwischen nichts geändert, aber es wird schon wieder so getan, als wäre eine Koalition unter Gantz im Bereich des Möglichen.

Welche Parteien treten diesmal an?

Die falsche Wahrnehmung ist zum Teil dadurch zu erklären, dass vor Wahlen in Israel immer hektische innenpolitische Umgruppierungen einsetzen, und das ist immerhin ein Zeichen für eine lebendige (und manchmal zu lebhafte) Demokratie. Parteien werden neu gegründet, spalten sich, fusionieren, gehen unter. Parteichefs werden ausgetauscht, Überläufer, Rückkehrer und Quereinsteiger werden rekrutiert, man feilscht um die Reihung auf den Kandidatenlisten. So geschah und geschieht es auch in diesem Sommer, obwohl ja gerade erst im Frühjahr heftig umgruppiert worden war. Am rechten Flügel beispielsweise ist Ayelet Schaked plötzlich Anführerin der „Vereinigten Rechten“, einer neuen Einheitsliste. Schaked war bis vor Kurzem noch Justizministerin und Nummer zwei der (unscharf so bezeichneten) „Siedlerpartei“ „Das Jüdische Heim“ gewesen. Deren Chef Naftali Bennett war dann zur allgemeinen Überraschung gemeinsam mit Schaked abgesprungen, um eine Partei mit dem Namen „Die Neue Rechte“ zu starten. Diese Partei schaffte aber, wieder zur allgemeinen Überraschung, im April nicht einmal den Einzug ins Parlament, und man munkelte, dass Schaked aus der Politik ausscheiden könnte. Doch jetzt ist sie (als Mittelding zwischen einer Überläuferin und einer Rückkehrerin) gleich wieder groß da.

Rechts der Mitte hat Noch-Finanzminister Mosche Kachlon nun seine kleine Fraktion „Kulanu“ („Wir alle“) in Netanjahus Likud-Partei aufgehen lassen. (Kachlon war ursprünglich beim Likud gewesen und hatte „Kulanu“ erst 2014 gegründet.) Die vier „arabischen Parteien“ werden diesmal wieder in einer „Gemeinsamen Liste“ antreten, wie bei den vorletzten Wahlen. Bei den letzten Wahlen im April waren sie in zwei Gruppierungen von je zwei Parteien aufgeteilt, bis 2015 waren sie noch separat unter vier verschiedenen Namen auf den Stimmzetteln und im Parlament aufgeschienen.

Am meisten getan hat sich zuletzt aber im linksliberalen Segment, wo ja die von Gantz erst im Februar geschmiedete Union „Blau-Weiß“ die überlegene Marktführerin ist. Die Arbeiterpartei (mit Amir Peretz) hat ebenso wie die kleine „Meretz“ (mit Nitzan Horowitz) einen neuen Vorsitzenden gewählt. Peretz hat dann für die Arbeiterpartei die auf Sozialthemen spezialisierte prominente Parlamentarierin Orly Levy angeworben, die ihre Laufbahn in der weit rechts stehenden Partei von Avigdor Lieberman begonnen hatte. Und in diese ohnehin schon überbevölkerte Ecke der politischen Bühne hat sich zudem noch der 77-jährige Ehud Barak gedrängt. Der frühere Ministerpräsident und Chef der Arbeiterpartei hat eine neue Partei mit dem Namen „Demokratisches Israel“ gegründet, die sich dann prompt mit „Meretz“ verbündet hat.

Neue Etiketten, gleiche Substanz

Diese schwindelerregenden Aktivitäten lassen ein Gefühl von Aufbruch und Veränderung entstehen, zumal bei jenen, die einen Machtwechsel herbeisehnen. Seit dem 20. Juli ist Benjamin Netanjahu Israels am längsten dienender Ministerpräsident (wenn man die mehr als zehn Jahre, die er jetzt durchgehend im Amt ist, und die dreijährige Amtszeit in den 1990er Jahren zusammenzählt), und bei vielen ist der Wunsch der Vater des Gedankens, dass nach diesen Wahlen vielleicht doch alles anders werden könnte. Bloß: die Etiketten mögen wieder eifrig umgeklebt worden sein, doch die Substanz darunter ist immer noch die Gleiche. Die Umfragen ergeben bisher in bemerkenswerter Monotonie, dass die rechten und religiösen Parteien zusammen auf rund 67 der 120 Mandate kommen. (Eine gute Übersicht bietet Jeremy’s Knesset Insider.)

Das entspricht im Wesentlichen dem Ausgang aller Wahlen der letzten zehn Jahre, einschließlich jener im April. Die zionistischen Links- und Zentrumsparteien zusammen kommen hingegen nur auf rund 42 Mandate – das heißt, von der notwendigen minimalen Mehrheit von 61 Mandaten ist Gantz parlamentarische Lichtjahre entfernt. Die Lücke erklärt sich zum Teil dadurch, dass die arabischen Parteien für eine Koalition von vornherein ausfallen, weil sie sich verweigern und umgekehrt die meisten zionistischen Parteien mit den arabischen Parteien nicht koalieren wollen. Gantz würde also unbedingt rechte oder religiöse Partner brauchen. Aber wie soll die ganz linke Meretz mit Lieberman oder den scharfen Nationalisten der „Vereinigten Rechten“ an einem Tisch sitzen? Wie kann man das „Vereinigte Thorajudentum“ mit Lieberman oder „Blau-Weiß“-Vizechef Yair Lapid zusammenspannen, für die das Zurückdrängen der Religiösen Programm ist? Das Puzzle geht einfach nicht auf.

Netanjahu oder keiner

Freilich, wenn alle bei dem bleiben, was sie jetzt sagen, wird auch Netanjahu keine Mehrheit haben. Denn eine wichtige Kleinigkeit hat sich nach der letzten Wahl doch verändert: Lieberman, der ideologisch zum Rechtsblock gehört, geht plötzlich eigene Wege. Ohne Liebermans Mandate geht sich eine Koalition von Rechten und Religiösen nicht aus, aber er will nicht mehr mitmachen und so eine große Koalition von Likud und „Blau-Weiß“ erzwingen. Der Haken dabei ist, dass Gantz seinerseits keinesfalls in eine Regierung unter Netanjahu einsteigen will.

Fazit: auf der Basis des zu erwartenden Wahlergebnisses eine Regierung bilden können wird nur Netanjahu oder keiner. Rein theoretisch sind drei Varianten möglich. Entweder Lieberman gibt nach, und Netanjahu führt wieder eine schmale Koalition von Rechten und Religiösen. Oder Gantz gibt nach, und Netanjahu führt eine große Koalition. Oder niemand gibt nach, und es gibt zum dritten Mal Wahlen. Alle drei Varianten sind gleich unwahrscheinlich. Manche denken laut über eine vierte, noch unwahrscheinlichere Variante nach, die das Wahlergebnis gewissermaßen umstoßen würde: Der Likud könnte seinen Vorsitzenden und Spitzenkandidaten Netanjahu austauschen, um den Weg für eine große Koalition unter einem neuen Likud-Chef frei zu machen. Wie auch immer: von einem „Kopf-an-Kopf-Rennen“ sollte jetzt niemand mehr sprechen.

Der Mossad und sein Hotel im Sudan

Eine Filmkritik zum neuen Spielfilm „Read Sea Diving Resort“ über die Rettung äthiopischer Juden durch den israelischen Geheimdienst.

Von Janina Krupop

Der Sudan als paradiesisches Urlaubsland: weicher Sandstrand, traumhafte Korallenriffe und exotische Küche. So war das zumindest in den 1970er und 80er Jahren. Was die Besucher des „Red Sea Diving Hotels“ in ihrem Urlaub damals nicht erfahren: es handelt sich um ein Tarn-Hotel, betrieben vom Mossad, um in mehreren geheimen Operationen äthiopische Juden nach Israel zu schmuggeln.

So unglaublich dies klingt, sind dies alles jedoch wahre Begebenheiten, die der israelische Regisseur Gideon Raff als Vorlage für den neusten Netflix-Film „The Read Sea Diving Resort“ wählte. Den Fokus legt Raff (bekannt für die mehrfach ausgezeichnete Thriller-Serie „Homeland“) in klassischer Hollywood-Manier auf die fünf Mossad-Agenten – sie sind die Helden der Story. Der Film kann mit echter Star-Besetzung glänzen: Ben Kingsley spielt den Geheimdienstchef, und Chris Evans bleibt seiner Rolle des „Captain America“ als wagemutiger Agent Ari Levinson treu.

Mitte der 70er bricht in Äthiopien ein Bürgerkrieg aus (Rebellen bekämpfen die u.a. von der DDR unterstützte kommunistische Regierung des Mengistu Haile Mariam). Besonders gefährdet sind die äthiopischen Juden. Diese sollen Mithilfe des Mossads über den muslimischen Sudan aus dem Land geschmuggelt werden. Hierfür schmieden die Agenten den Plan, ein sudanesisches Urlaubshotel zu kaufen und als Tarnung für die Befreiungsaktion zu benutzen. Tatsächlich kaufte der Mossad ein solches Hotel über eine schweizerische Strohfirma, welches auch von echten Touristen besucht wurde und so viel Gewinn abwarf, dass man nicht mehr auf israelische Gelder angewiesen war.

Zudem boten die Touristen die perfekte Tarnung. Das greift der Film zwar auf, driftet aber fast ins Komödienhafte ab, als die fünf Agenten quasi in Eigenregie das komplette Hotel managen. Nur am Rande sieht man die sudanesischen Mitarbeiter, die den Betrieb in Wahrheit am Laufen hielten. Für die finale Rettungsaktion kooperiert Ari Levinson mit der CIA. In Wirklichkeit gab es keine solche letzte große Operation, vielmehr wurden wiederholt kleinere durchgeführt. Und sie verliefen auch nicht alle erfolgreich. Bei dem 1.000 Kilometer langen Fußmarsch durch karges Gebiet starben über hunderte Juden, wurden entführt, ermordet, verhungerten. All diese Torturen blendet der Film aus, bleibt stark an der Oberfläche und lässt die klischeebeladenen Charaktere ebenso verblassen wie das dramatische Schicksal der äthiopischen Juden.

Die Königin von Saba

So fragt man sich, wieso müssen die Juden fliehen, und wie kamen sie überhaupt nach Äthiopien? Darüber ist sich die Wissenschaft bis heute uneinig. Einer Theorie nach sind sie Nachfahren der Königin von Saba, die etwa im 10. Jahrhundert vor Christus aus Israel einwanderten. Ari Levinson liest im Film seiner Tochter ein Märchen vor, wonach die arabische Königin nach Jerusalem gekommen sei und sich dort in König Salomo verliebte. Doch was passierte dann? Die Märchenstunde im Film ist damit beendet. Vermutlich bekam die Königin von Saba ein Kind von König Salomo, Menelik I.. Von einem Besuch bei seinem Vater in Jerusalem brachte dieser später ein großes Gefolge an Israeliten mit. Diese siedelten sich in Äthiopien an. Einer anderen Theorie zufolge zerstreuten sich die Israeliten nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Christus überall auf der Welt, wobei einige auch nach Äthiopien wanderten. Dort sollten sie schon bald jahrhundertelanger Verfolgung und Unterdrückung ausgesetzt sein – zunächst, weil das Christentum Staatsreligion wurde, und die jüdische Minderheiten benachteiligte. Im Zweiten Weltkrieg marschierten zudem italienische Truppen in Äthiopien ein und massakrierten die Zivilbevölkerung, bevor schließlich in den 1970er Jahren die Juden unter der kommunistischen Diktatur des millionenfachen Mörders Mengistu enteignet wurden.

„Captain America“ Chris Evans spielt den Agenten Ari Levinson.

Zu diesem Zeitpunkt begann die israelische Regierung systematisch mit der Rückführung. In mehreren Geheimoperationen konnten bis in die 90er Jahre hinein tausende Juden nach Israel gebracht werden. Die Operation „Brother“ war bei Weitem nicht die erfolgreichste, aber ganz sicher die spektakulärste – was sie zur hervorragenden Filmvorlage macht. „Red Sea Diving Resort“ bleibt aber leider ein gewöhnlicher Superhelden-Film mit einem Hauch Geschichte. Unterhaltsam, kurzweilig und mit schönen Bildern, doch die Wirklichkeit war um einiges spannender.

Übrigens: ein „Red Sea Resort“ existiert noch heute an der sudanesischen Küste. 2014 eröffnete das 3,5-Sterne-Ressort mit Tauchmöglichkeiten und einfacher Ausstattung. Hinweise auf den Mossad gibt es bisher jedoch keine.

Man sieht sich! – Eine Liebe zwischen Frankfurt und Tel Aviv

Eine Rezension des neuen Buches von Ruth Bäumler

Von Matti Goldschmidt

Ist es eine Autobiographie, die uns die in Berlin wohnhafte Journalistin Ruth Bäumler in ihrem ersten Roman präsentiert? In der wir unter anderem erfahren, die in Ich-Form erzählende Hauptperson – also letztlich Ruth Bäumler selbst – sei altersmäßig bereits „auf der ganz falschen Seite von 30 und mindestens sechs Kilo übergewichtig“?

Auf jeden Fall ist sie jemand, der seine „jüdische Mischpoche neu zusammenbasteln“ musste, sich ursprünglich „mehr für Kultur, Klatsch und Tratsch“ interessierte, dafür aber zumindest in jüngeren Jahren Männerherzen im Dutzend brechen konnte. Schade, dass der hier Schreibende dies nie erleben durfte. In jedem Fall geht es in diesem Roman um Liebe (selbstredend natürlich nicht nur zu Pferden), manche nennen es auch schlicht „Beziehungen“ – als könnten diese beiden Begriffe im wirklichen Leben ein Synonym sein. Es geht also im Wesentlichen um Beziehungsgeschichten, seien sie fiktiv oder auch nicht, die nicht nur, wie der Titel suggerieren mag, zwischen Frankfurt und Tel Aviv passieren, sondern durchwegs auch um einiges daneben, etwa in London oder Prag.

Zuviel soll hier allerdings über „obsessive Männer“ oder andere nicht verraten werden, vielmehr zweifelsohne amüsant-minutiös beschriebene Beobachtungen, die eigentlich jeden Leser eher zum Schmunzeln bringen müssten: Beispielsweise – wie ein jeder Besucher Israels auf einschlägigen Flügen bestätigen kann – die durchwegs „unfreundliche El-Al-Stewardess“, oder dass heimkehrende Israelis bereits routinemäßig unmittelbar nach erfolgter Landung (= Aufsetzen der Räder auf der Landebahn) ihre Sicherheitsgurte lösen, um so schnell als möglich im Mittelgang zu stehen, obwohl die Anschnallzeichen noch längst nicht auf „Grün“ geschaltet sind – man könnte ja etwas verpassen!

Nicht viel logischer, aber genauso typisch mögen die ebenfalls beschriebenen Bekenntnisse Warschauer-Ghetto-Überlebender sein, die zeitlebens, zumindest seit dem Niedergang des Dritten Reiches, in Deutschland auf gepackten Koffern saßen und ihre Schwüre, im „nächsten Jahr“ definitiv nach Israel zu übersiedeln, niemals realisierten, sich aber auf keinen Fall in Deutschland begraben lassen wollten.

Ein kleines Glossar, das sogar aus dem Bayrischen stammende Begriffe wie „Spezl“ erklärt, rundet den flüssig zu lesenden Roman ab, auch wenn er nicht auf den einen oder anderen Anglizismus verzichten kann, sonst aber mitunter mit erwähnten Begriffen etwas zu oberflächlich bleibt. So wird etwa ein arabischer Kraftausdruck, was zu erwarten gewesen wäre, nicht übersetzt – ganz im Gegensatz zu einigen jiddischen Worten, sondern nur als „Fluch“ beschrieben. Da hätte man gerne mehr erfahren, vielleicht auch darüber, dass die hebräische Sprache – da heilig – eben keine analogen „Kraftausdrücke“ hergeben mag. Die Likud-Partei wird beispielsweise lediglich etwas schwammig als „die größte konservative“ Israels bezeichnet (andere Parteien werden erst gar nicht erwähnt). Andererseits werden potentiell Unwissende im Dunkeln gelassen, wer oder was (ein) „Schmock“ sein bzw. heißen könnte – nicht ein jeder mag dies wissen.

Gut, natürlich stellt sich dann die Frage, für wen dieses Buch interessant sein könnte: In jedem Fall für solche Leser, die sich gerne im interkulturellen Konfliktstoff zwischen Sabres, d.h. in Israel Geborenen, und Nicht-Sabres wiedererkennen könnten oder zumindest möchten, oder natürlich solche – meist die Jüngeren unter uns – die darin noch wenig oder überhaupt keine Erfahrung haben. Insofern wurde uns mit diesem Buch eine leichte, aber doch empfehlenswerte Nachtkastllektüre vorgelegt.

Ruth Bäumler
Man sieht sich! – Eine Liebe zwischen Frankfurt und Tel Aviv
Norderstedt 2018 (352 S., Amazon Fulfillment, € 11,99)
ISBN 978-1-71791-762-1

Für meine schoah-überlebenden Eltern war die Verwendung der deutschen Sprache noch lange ein Tabu!

Der israelische Komponist Yuval Shaked über seine Zeit in Deutschland - mit dem Original-Koffer der Tante aus Auschwitz zum Studium nach Köln.

Von Michael G. Fritz

Der Komponist Yuval Shaked

Wir hatten uns in Cäsarea verabredet, Yuval Shaked wollte mich vom Bahnhof Pardes Hanna abholen und mit uns zu den archäologischen Stätten fahren, die zum Nationalpark erklärt wurden. Ich freute mich auf die Begegnung mit ihm, den ich bisher nur von seinen Briefen her kannte. Außerdem war ich noch nie in Cäsarea, wo vor zweitausend Jahren Herodes einen Hafen gebaut hatte. Kurz nach sieben Uhr erreichte mich die Nachricht von Yuval, dass sämtlicher Bahnverkehr durch einen Streik lahmgelegt worden sei. Ein unangekündigter Streik! Wenn ich nicht zu ihm fahren könne, würde er eben zu mir mit dem Auto nach Tel Aviv kommen.

Schließlich treffen wir uns am Nachmittag in einem russischen Restaurant an der vielbefahrenen Ben Yehuda Street, die parallel zur Küste verläuft. Wir begrüßen uns mit einer Umarmung, obwohl wir uns zum ersten Mal sehen, und ohne uns darüber zu verständigen, sind wir sofort beim Du.

Der ebenso agile wie aufgeschlossene Mann mir gegenüber mit der blaugeränderten Brille und dem Gelassenheit ausstrahlenden Brillenband, der Soljanka löffelt wie ich, ist einer der herausragendsten Komponisten Israels.

Paris, Köln oder Frankfurt?

Er hat Musik zunächst in Tel Aviv studiert. Aber Israel war 1981 tiefste Provinz, man musste ins Ausland, um auf dem neuesten Stand zu sein. Die meisten seiner Mitstudenten gingen nach Amerika. Aber er nimmt prinzipiell nie den Weg, den viele andere wählen. Eine sympathische Haltung, die vielleicht nicht immer die einfachste ist! Für ihn gab es drei Optionen: einmal Paris, um sich dort mit elektronischer Musik zu beschäftigen, mit musique concrète, zum anderen Frankfurt oder Köln. Köln war durch den WDR das Zentrum für Neue Musik in Europa, außerdem lehrte der damals schon legendäre Mauricio Kagel an der Musikhochschule, den Yuval Shaked bereits vom Festival für Neue Musik in Israel kannte, das eine aus Deutschland stammende Jüdin ins Leben gerufen hatte und es leider heute nicht mehr gibt.

Recha Freier, eine Dichterin, die in den 1930er Jahren in Berlin lebte und mehr als siebentausend jüdischen Jugendlichen das Leben rettete, indem sie ihnen nicht immer legal Ein- und Ausreisepapiere beschaffte. 1940 wurde sie denunziert, ihr aber gelang die Flucht ins britische Mandatsgebiet. Yuval entschied sich für Köln, Mauricio Kagel wurde sein Lehrer.

Yuval wurde 1955 im 25 Kilometer südlich von Tel Aviv entfernten Kibbuz Gezer geboren, der damals an der Grünen Linie, an der Grenze zwischen Israel und Jordanien, lag. Er hat noch heute lebhafte Erinnerungen an den Sechstagekrieg, an furchterregende Bomber, die über ihn hinwegdonnerten, als er auf dem Weg zur Schule war, an nachts verdunkelte Häuser.

Ein deutsches Auto

Kurz vor dem Krieg wurde Familienrat abgehalten. Es ging darum, sich ein Auto anzuschaffen, wobei der stimmberechtigte zwölfjährige Yuval für ein deutsches Auto plädierte. Nach langem Hin und Her schaffte sich die Familie einen NSU Prinz 1000 an. Natürlich war es ein Problem, in Israel ein deutsches Auto zu fahren: Man schrieb das Jahr 1967. Sieben Jahre davor wurden überhaupt erst diplomatische Beziehungen aufgenommen, dann kamen die Wiedergutmachungszahlungen, der Handel zwischen den Ländern begann Mitte der 60er Jahre. Das neuerworbene Auto wurde allerdings schon bald darauf vom Militär für den Krieg requiriert, weil man dringend Transportmittel benötigte. Es kam zur großen Erleichterung der Familie funktionstüchtig zurück.

„Mein Vater stammt aus Wien, seine Eltern haben ihn und den Bruder kurz vor dem Anschluss 1938 hinausgeschickt“, erzählt Yuval. Er ging nach Schweden, kam in ein Dorf in der Nähe von Stockholm, wo jüdische Jugendliche eine landwirtschaftliche Ausbildung erhielten, um später in den Kibbuzim arbeiten zu können. Er hieß Siegfried, änderte den Namen, weil er entgegen seiner Ausbildung Schuldirektor wurde, er nannte sich fortan Schlomo. Yuvals Mutter Judith, die aus der Nähe von Brünn stammt, hieß ursprünglich Zdenka Stiasna. In der Familie wurde unter den Erwachsenen Deutsch gesprochen, etwa wenn die Eltern sich stritten, damit die Kinder nicht verstehen, was sie nicht verstehen sollten. Aber die deutsche Sprache war tabu wie die deutsche Kultur. Natürlich war der NSU Prinz 1000 auch ein Tabubruch wie Yuvals Studium in Köln.

Kibbuz-Kommunismus

Als er zurück nach Israel kam, lernte er seine zweite Frau kennen, die in einem Kibbuz im Norden lebte. Er hatte vergessen, was Kibbuzim waren, die damals noch vom sozialistischen Gedanken geprägt wurden. Im Speisesaal diskutierten die Mitglieder, ob man sich privat einen Whirlpool zulegen darf oder nicht. Luxus war verpönt, alle Kibbuz-Mitglieder hatten gleich viel zu verdienen nach dem Motto: Jeder leistet so viel er kann, und er bekommt so viel, wie er braucht. Diese Maxime entsprach in etwa dem, was in der DDR theoretisch unter Kommunismus zu verstehen war, aber nie praktiziert werden konnte. In Israel, in den Kibbuzim indessen schien es gelebte Realität gewesen zu sein. Als sein Vater von einem Verwandten aus den USA ein Transistorradio geschenkt bekam, wurde es im Speisesaal aufgestellt. Warum sollte einer allein ein Radio besitzen dürfen? Es hat allen zu gehören.

Die Philharmonie in den Anfangsjahren

Das Kulturleben Israels wurde zum großen Teil von den Einwanderern aus Mitteleuropa gestaltet, die es so haben wollten, wie sie es kannten. Sie gründeten 1936 die Israelische Philharmonie, die damals noch „Palästinensisches Symphonisches Orchester“ hieß. Die Interessenten warteten geduldig, bis jemand ausschied, um das Abonnement kaufen zu können. In den 70ern kam Leonard Bernstein in jedem Jahr nach Israel und brachte immer eine andere Mahler-Symphonie mit. Herma Alina, die angeheiratete Tante seiner Mutter, hatte ein Abonnement für die Philharmonie, sie ging zu jedem Konzert mit ihrer Freundin, mit Frau Semmel. „Frau Semmel und Frau Alina!“, sagt Yuval lächelnd mit selbstironischem Ton: „Frau Semmel wusste von den Nazis, dass die Musik von Mahler banal ist und auch noch entartet. Ich verdanke meine musikalische Erziehung Frau Semmel und den Nazis, ohne Frau Semmel hätte ich Mahler nicht kennengelernt.“ Die Philharmonie spielte das gleiche Programm zwölfmal im Jahr vor jeweils 3.000 Abonnenten. Die Philharmonie fuhr zudem nach Haifa und Jerusalem. Heute dagegen spielt das Orchester das gleiche Programm höchstens dreimal und vor nicht ausverkauftem Haus. Es hat sich vieles seit den Anfangsjahren verändert. Einmal starben die Gründungsväter aus, zum anderen passiert das gleiche wie in Europa: Die Anzahl der Konzertbesucher geht zurück. Die gegenwärtige Situation stellt sich ihm ernüchternd dar: „Das Programm der Philharmonie ist sehr traditionell. Es gibt keine Neue Musik, die andere wird schlecht gespielt. Die Programme entbehren jeglicher Konzeption.“

Viele arabische Studenten

Yuval ist zwar Komponist, aber auch Professor für Musik an der Universität in Haifa. 60 bis 70 % seiner Studenten sind Araber: Christen, Muslime, Drusen, manchmal Tscherkessen, die Anzahl der Muslime steigt, die der Christen sinkt, weil sie in großen Zahlen auswandern. Die Mönche und Nonnen geben seit den 1930er Jahren den Arabern professionell Klavierunterricht. Im Moment komponiert Yuval ein Orchesterstück für den ORF und für das Radio in Israel, was eher die Ausnahme ist. Er komponiert am häufigsten Kammermusik, auch Musiktheater und schreibt Musik für Hörspiele. Der Komponist kann nicht leben, ohne gleichzeitig Hochschullehrer zu sein. „Freischaffende Komponisten sind vielleicht freischaffend, aber frei sind sie nicht. Man müsste ständig mindestens drei Aufträge bekommen, was nicht möglich ist“, stellt er desillusionierend fest und nimmt einen kräftigen Schluck Wasser. Ich habe mir Bier bestellt, leider schenkt man hier nicht das einheimische „Goldstar“ aus, es gibt Tuborg. Als ich bestimmt erkläre, dass ich nachher bezahlen werde, er mein Gast sei, schließlich

sei er meinetwegen extra nach Tel Aviv gefahren, nickt er vielsagend, um sogleich weiter zu erzählen. „Aber es tut sich etwas, in den 80er Jahren wurde ein Sender für Ernste Musik gegründet, immerhin! Es gibt ein Rundfunkorchester, das lediglich spielt, der Sender vergibt keine Aufträge. Er schneidet bei Veranstaltungen mit, produziert aber nicht selbst."

Yuvals Stücke werden mehr in Deutschland gespielt als in Israel, worüber er glücklich ist. Ich staune nicht schlecht, aber der Grund leuchtet schnell ein: In Deutschland spielen phantastische Musiker seine Stücke, deshalb hat er nicht den Drang, in Israel zu arbeiten. Hierzulande wird vor dem Auftritt viel weniger geprobt. Die Philharmonie würde nie ein Stück von ihm spielen, aber wenn, dann würde er so wenige Proben bekommen, dass es keinen Sinn macht. Die Philharmonie wird vom Staat subventioniert unter der Bedingung, dass pro Jahr ein Stück eines israelischen Komponisten gespielt wird. Ansonsten sucht sie sich populäre Musikstücke aus. Man spielt das, was die Abonnenten mögen; wenn sie etwas nicht mögen, klatschen sie nicht, unter Umständen erneuern sie sogar das Abonnement nicht – es kommen also sofort wirtschaftliche Aspekte zum Tragen. In allen Bereichen setzt sich das marktwirtschaftliche Denken durch.

Yuval lebte nach seinem Studium wieder mehrere Monate in Deutschland, hatte ein Aufenthaltsstipendium, ist oft zu Tagungen dort, eben war er in Darmstadt, demnächst wird er in Weimar sein. An die Übersiedlung nach Deutschland hat er dennoch nicht gedacht. Die Situation ist komplex, er würde gern eine längere Zeit im Ausland leben und arbeiten, aber er hat vier Kinder, drei Enkelkinder und noch seine 94-jährige Mutter. Er liebt Israel, obwohl ihm das Land das Leben schwer macht. „Wenn es jemals eine Generation gegeben hat, die gewusst hätte, wie man es hätte besser machen können – dann war es die Generation meiner Eltern. Sie hätte es damals wissen müssen, damit dass Land nicht kaputtgehen kann."

> Die Philharmonie wird vom Staat subventioniert unter der Bedingung, dass pro Jahr ein Stück eines israelischen Komponisten gespielt wird.

Innerisraelische Spannungen

Er hält die Politik der letzten Jahre für verhängnisvoll, nicht, dass alles falsch gewesen wäre, das gewiss nicht, aber die Stimmung im Land ist schlecht. Die Auffassung der Regierung von Demokratie, der schmutzige Wahlkampf, die Ignoranz gegenüber den „Palästinensern" – das alles ist ihm kritikwürdig. Israel ist so stark, dass man großzügiger mit seinen Nachbarn umgehen sollte. Viele Israelis verlassen das Land auch weil der Wohlstand reizt, vor allem jedoch, weil sie ein ruhigeres Leben suchen. Er sagt: „Die Raketen aus Gaza sind eine Bedrohung, aber gefährlicher ist die innerisraelische Spannung, die das Land zu zerreißen droht."

Yuvals Eltern meinten, die Beschäftigung mit Musik könne doch kein Beruf sein, aber sie versuchten nicht, ihn umzustimmen, im Gegenteil, sie unterstützten ihn, auch als er im Sommer 1981 einen Koffer brauchte. Heute würde man einfach einen kaufen, doch damals wurde, wenn es sich als sinnvoll erwies, von der Substanz gelebt. Seine Mutter riet ihm, Tante Herma Alina aufzusuchen, die zu diesem Zeitpunkt schon bettlägerig war. Sie sagte: Geh doch in die Kammer neben der Küche, da gibt es einen Koffer. Er war in einer selbstgenähten Stoffhülle eingepackt, damit er nicht verstaubt. Zu Hause ließ sich seine Mutter den Koffer zeigen und wurde blass, auf dem Deckel stand mit weißer Schablonenschrift: HANDWERKSZEUG. Die Geschichte des Koffers ist die Geschichte der Familie, die in Prag lebte und eine Fabrik für Füllfederhalter betrieb – eine Geschichte, die unbedingt erzählt werden muss, bevor sie in Vergessenheit gerät.

Es war der Koffer des Sohnes von Herma Alina, den er 1943 mit nach Theresienstadt nehmen konnte, wohin ebenso Vater und Mutter deportiert wurden. Herma Alina kam mit diesem Koffer anschließend nach Auschwitz-Birkenau. Sie überlebte die Hölle und nahm ihn mit nach Israel, den sie all die Jahre aufgehoben hat, und überlässt ihn dem Neffen, als er nach Deutschland aufbricht, um dort zu studieren. Ihr Ehemann und ihr Sohn wurden nach Dachau deportiert und dort ermordet. Sie hat in Israel noch einmal geheiratet. Von den Verwandten ihres neuen Mannes haben die meisten nicht überlebt, sie kamen in Theresienstadt oder Ausschwitz um. „Eine typisch israelisch-jüdische Geschichte", stellt Yuval nüchtern fest und gießt sich Wasser nach. „Das Verhältnis zu Deutschland hat sich indes massiv verändert. Das historisch belastete Thema kommt nicht einmal mehr in den Gesprächen auf."

Als ich die Kellnerin heranwinke, stolz auf mein Schulrussisch, zeigt sie sich nicht im Geringsten beeindruckt, sondern wendet sich Yuval zu, der souverän die Rechnung fordert. „Aber das nächste Mal, in Deutschland bezahle ich. Besser ist es, du kommst mich besuchen."

Rudi Weissenstein – Exil und Fotografie

Noch bis zum 21. September zeigt die Galerie Grisebach in Berlin eine Ausstellung mit bislang unbekannten Werken des jüdischen Fotografen Rudi Weissenstein.

Von Dr. Nikoline Hansen

Shimon Rudolph Weissenstein wurde 1919 in Iglau (Böhmen) geboren und emigrierte 1935 nach Palästina. Er ist bekannt für seine umfangreiche Dokumentation des Alltags jüdischer Einwanderer seit den 30er Jahren, die er in hoher künstlerischer Qualität und mit einem geübten Blick für die Nachwelt festhielt. Damit wurde er zu einem wichtigen Chronisten der Gründungsgeschichte Israels.

Seine Fotos zeugen von der Liebe zum neu entdeckten Land und zu den Leuten, die sich um den Aufbau dieses Landes verdient gemacht haben, wobei der Eindruck bewegender Momentaufnahmen entsteht, die dennoch bis ins Detail perfekt in ihrer Komposition wirken. Die Fotos zeichnen sich nicht nur durch dramatische Inszenierungen aus, sondern sind oft einfach auch „nur" im richtigen Augenblick und aus der richtigen Perspektive aufgenommen. Dabei ist die Vielseitigkeit der Genres, mit denen Weissenstein arbeitete, beeindruckend.

In einem Vortrag im Rahmen der Ausstellung wies Prof. Dr. Gertrud Koch von der Freien Universität daher auch auf die Perspektivwechsel hin, die Weissensteins Arbeit ausmachen und sie zum Zeugnis einer „Gegengeschichte" werden lassen. Weissenstein hat nicht nur das wichtige Ereignis der Staatsgründung Israels dokumentiert mit Fotos von Ben Gurion, mit denen er vorrangig bekannt wurde, sondern er repräsentierte auch die Brücke zwischen Israel und Europa, indem er die ästhetischen Stile seiner Zeit mit den vorgefundenen Realitäten eines Landes verknüpfte, das im Aufbau begriffen war. So erzählte er realistisch vom sich etablierenden Alltag, dem Traum nach einer Normalität, die eben im Entstehen begriffen war. Das wiederkehrende Motiv der Kinder, die zum Teil sehr eindrucksvoll in Szene gesetzt wirken, deutet auf die künftigen Akteure im Land hin und weist in die Zukunft des im Aufbau begriffenen Landes.

Das umfangreiche Werk – mehr als 250.000 Negative – wurde bis zu ihrem Tod 2011 von seiner Witwe Miriam Arnstein betreut, die er 1940 geheiratet und mit der er gemeinsam in Tel Aviv ein Photogeschäft eröffnet hatte. Seitdem betreut sein Enkel Ben Peter Weissenstein den Nachlass im neuen Ladengeschäft The PhotoHouse in der Tshernichovsky-Straße im Herzen Tel Avivs. Das Archiv ist ein steter Quell von Erinnerungen an eine spannende Zeit der Hoffnung auf ein besseres Leben in einem neuen, anfangs kargen Land, das die neuen Siedler mit ihren eigenen Händen aufbauten und pflegen konnten. Es ist ein Land im Wandel, das in europäischer Tradition steht und sich an diesen kulturellen Errungenschaften orientiert, wie die Bilder der Kulturschaffenden, die ebenfalls in der Ausstellung zu sehen sind, eindrucksvoll zeigen.

Obwohl die Auswahl der in der Ausstellung gezeigten Fotos begrenzt bleiben musste, gibt sie doch einen Eindruck von der erstaunlichen Vielfältigkeit des Werks des Fotografen und zeugt davon, dass er nicht nur sein Handwerk perfekt beherrschte sondern auch die künstlerischen Visionen seiner Zeit sehr gut kannte und nutzte, um den Betrachter in den Bann zu ziehen.

Zu sehen ist auch eine Reihe signierter Porträts unter anderem von Marc Chagall, Artur Rubinstein, Kurt Weil und Leonard Bernstein. Ergänzt wird die Ausstellung mit Werken der Fotografin Ellen Auerbach, die nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 ebenfalls gezwungen war aus Deutschland auszuwandern und in Tel Aviv das auf Babyfotografie spezialisierte Fotostudio Ishon eröffnete. Allerdings verließ sie das Land bereits 1936 wieder zog mit ihrem Mann nach New York. Ein Hinweis darauf, dass nicht alle Europäer in dem fremden Land heimisch werden konnten. Die von Auerbach gezeigten Arbeiten befinden sich im Besitz der Akademie der Künste Berlin. Kuratorin der Ausstellung ist Dr. Sarah Hadda.

Der Fotograf im Einsatz

Fasanenstraße 27, 10719 Berlin
Öffnungszeiten Montag bis Freitag 10 bis 18 Uhr und Samstag 11 bis 16 Uhr

Die Entstehung des christlichen Antisemitismus

Ein Interview mit Dr. Peter Gorenflos, dem Herausgeber der deutschen Erstausgabe von Hyam Maccobys Werk „Ein Pariavolk“.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Herr Gorenflos, Sie haben „Ein Pariavolk. Zur Anthropologie des Antisemitismus“ des britischen Judaisten und Talmudgelehrten Hyam Maccoby (1924-2004) kürzlich erstmals auf Deutsch herausgebracht. Das englische Original erschien bereits 1996. Wie kamen Sie darauf, dieses Buch neu zu veröffentlichen und warum ausgerechnet jetzt?

Peter Gorenflos: Ende der 1990er Jahre hatte ich von Maccoby „Jesus und der jüdische Freiheitskampf“ und „Der Heilige Henker“ gelesen. Diese Bücher waren echte „Augenöffner“, man versteht plötzlich, wie das Christentum entstanden ist, wie es sich entwickelt hat, aber auch, dass Jesus gar nicht der Gründer dieser Religion ist, sondern Paulus. Maccoby ist ja im angelsächsischen Raum vor allem durch sein Theaterstück „The Disputation“ bekannt geworden, aber im überwiegend katholischen Kontinental-Europa ist er tabu. Auch die drei anderen Werke sind erst mit erheblicher Verzögerung in der Bundesrepublik erschienen und nur bei kleinen Verlagen. Für die Kirchen ist Maccoby natürlich ein Tabuthema der Extraklasse, weil er das Christentum entmythologisiert und auf seine historischen Beine stellt. Ich möchte mich an dieser Stelle ausdrücklich bei Nora Pester bedanken, in deren Verlag (Hentrich & Hentrich) „Ein Pariavolk“ veröffentlicht wurde, und bei Wolfdietrich Müller für die ausgezeichnete Übersetzung dieses sicher nicht einfachen Textes. Geplant ist übrigens eine Antisemitismus-Trilogie mit Band 2 im Herbst und Band 3 für das Jahr 2020.

Bei Jesus und sein Jüngern wurde deren jüdische Herkunft oft verschwiegen – beim Verräter Judas blieb sie klar im Namen erkennbar. (Gemälde von Giotto di Bondone)

JÜDISCHE RUNDSCHAU: In Ihrem Vorwort und auch im Text von Maccoby fungiert Paulus als Dreh- und Angelpunkt des christlichen Antisemitismus. Woraus speist sich diese Betrachtung?

Peter Gorenflos: Maccoby macht durch seine kritische Analyse der Evangelien klar, dass Jesus ein jüdischer Widerstandskämpfer mit messianischem Anspruch war, Anhänger der Pharisäer-Bewegung (politisch-religiöse Strömung des antiken Judentums, Anm. d. Red.), der bei seinem Kampf gegen die römische Besatzung verhaftet und gekreuzigt wurde, wie das bei den Römern üblich war, wenn jemand deren Machtanspruch in Frage stellte. Maccoby zeigt, dass Paulus, der eigentliche „Erfinder“ des Christentums, mit dem Judentum nur oberflächlich vertraut war, dass er keineswegs ein „Pharisäer der Pharisäer“ war, wie er selbst von sich behauptete. Er kam aus Tarsus in Kleinasien, das keine Hochburg des Pharisäertums war. Dort standen die Mysterienkulte im religiösen Mittelpunkt und genau in diesem Sinne deutet Paulus das Leben und Sterben von Jesus um. Bei ihm wird Jesus zu einem geopferten Gott, wie Attis, Adonis, Osiris u.v.a., der für die Gläubigen einen stellvertretenden Sühnetod stirbt und ihre Unsterblichkeit bewirkt.

Er wird entpolitisiert, hellenisiert, wenn man so mag. Maccoby macht auch auf die zahlreichen Widersprüche im Neuen Testament aufmerksam. Weshalb lehrt und predigt Jesus überhaupt, wenn der Sinn seines Lebens der Sühnetod am Kreuz ist? Weshalb brüstet sich Paulus damit, ein Pharisäer zu sein, womit er sich ja Autorität und Ansehen verleihen will, wenn er deren Bewegung gleichzeitig als legalistisch und heuchlerisch verleumdet? Diese und viele andere Widersprüche sind der Schlüssel zum Verständnis des Neuen Testaments. Paulus macht zum ersten Mal „die Juden“ verantwortlich für den Tod Jesu, obwohl das historisch natürlich die Römer waren. Damit setzte er den Auftakt zum christlichen Antisemitismus. Aber wirklich virulent wurde der christliche Antisemitismus erst mit den Evangelien, die nach der Zerstörung des Tempels entstanden (70 n. Chr., Anm. d. Red.), während die Paulusbriefe vor diesem einschneidenden Ereignis geschrieben wurden. Das paulinische Christentum hat dieses Ereignis als Bestrafung der Juden interpretiert, die Jesus nicht als Messias anerkennen wollten.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Wodurch zeichnet sich der christliche Antisemitismus aus?

Peter Gorenflos: Der Antisemitismus steckt im Grunde in der christlichen – und etwas weniger zentral in der muslimischen – DNS. Christentum und Islam leiten sich vom Judentum ab und wollen es ersetzen, sind laut Maccoby Usurpationsmythen, die auf Grund ihrer Genese dem Judentum verächtlich bis hasserfüllt gegenüberstehen. Ein Usurpationsmythos ist die Inanspruchnahme der Erzählung einer anderen religiösen Gruppe für eigene Zwecke, bei welcher die Anhänger der usurpierenden Religion die Stellung der usurpierten Religion übernehmen und deren Mitglieder auf einen niederen Status herabstufen. Der christliche Usurpationsmythos ist deswegen so tiefgreifend, weil dessen Gründer Paulus, im Gegensatz zu Mohammed, die gesamte Hebräische Bibel für seinen neuen Bund mit Gott in Anspruch nahm, zur Propädeutik (Vorbildung, Anm. d. Red.) seiner neuen Religion herabstufte und die Juden – als kollektive Prügelknaben – auf das Prokrustes-Bett von Gottesmördern zwang, die das entsetzliche, aber für die Erlösung der Christen notwendige Opfer vollbrachten.

Im christlichen Mittelalter wurde der Mythos vom jüdischen Übel für die jüdische Bevölkerung zur prekären sozialen Realität. Aber auch nach der Französischen Revolution verblieb das Stigma wie ein Instinkt, ein Reflex in den Köpfen und bekam mit der Rassenlehre einen pseudowissenschaftlichen Anstrich. Der von den Kirchen konstruierte Grabenbruch zwischen mittelalterlichem und modernem Antisemitismus ist nur eine Apologie. Will man Judenhass dauerhaft überwinden, dann muss man sich der historischen Rolle des Christentums stellen. Maccoby verweist darauf, dass das Christentum glücklicherweise kein Naturphänomen ist, wie ein Gewitter, sondern ein gesellschaftliches Konstrukt. In „Antisemitism and Modernity“ empfiehlt er eine Art von Psychoanalyse, bei welcher die unbewussten Wurzeln in Mythos, Folklore und Kunst offengelegt werden und dadurch ein rationales Verständnis der langen Geschichte des Judenhasses möglich gemacht wird. Das gilt zumindest für die westliche und muslimische Welt, denn in Hindu-Indien, China oder Japan hat sich aus genannten Gründen Antisemitismus nie entwickelt oder – wenn importiert – nie gehalten. Maccobys Blick über den „monotheistischen Tellerrand“ hinaus, ist sehr aufschlussreich für das Verständnis des Antisemitismus.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: In der heutigen Zeit werden vor allem von öffentlicher Seite die Juden gern in Verbindung mit anderen Minderheiten gebracht, die angeblich einer ähnlichen Verfolgung ausgesetzt seien. Hyam Maccoby erklärt jedoch, dass nicht einmal die Unberührbaren im indischen Kasten-System einen ähnlichen Pariastatus wie die Juden innehätten. Woran macht er das fest?

Peter Gorenflos: Der entscheidende Unterschied beim Vergleich der jüdischen Bevölkerung im Christentum mit den Unberührbaren Indiens ist deren Selbstverständnis. Die Unberührbaren waren fester Teil des Kastensystems und hatten sich in der Regel mit dem niederen Status abgefunden. Sie wurden in Ruhe gelassen, wenn sie sich an die religiösen Spielregeln hielten. Man träumte vom individuellen Aufstieg im Kastensystem durch Reinkarnation. Die Juden sind von ihrem religiösen Selbstverständnis her das Gegenteil, ein Priestervolk, das die anderen Nationen durch ihr Vorbild aus deren Knechtschaft herausführt. Die Charta des Judentums, wie Malinowski das nannte, ist die eines erfolgreichen Sklavenaufstandes, der Auszug aus Ägypten. Das Elend der Juden im Mittelalter war von außen aufoktroyiert, sie waren subjektiv eher Brahmanen – um bei dem Vergleich zu bleiben – die durch miserable Umstände, mit Gewalt und zeitlich beschränkt zu Parias degradiert wurden. Wann immer sie die Gelegenheit zum Aufstieg hatten, haben sie diese auch genutzt. Ihr Traum war eher von kollektiver Natur, denn die Thora ist ja auch eine Art früher Gesellschaftsvertrag, was der Aufklärer Rousseau, der ihnen mit Hochachtung begegnete, sofort begriff. Der Unterschied zu anderen Pariagruppen besteht vor allem darin, dass die dämonischen Züge fehlen, welche Christen in geradezu paranoider Weise den Juden unterstellten. Für Paulus, v. a. für die Evangelisten, später für die Kirchenväter, waren Juden die Mörder Christi, Opfervollbringer im Sinne der Mysterienreligionen, den eigentlichen religiösen Wurzeln des Christentums. Diese Opferung, war (und ist!) für die subjektive Erlösung der Christen zwingend erforderlich. Die damit verbundenen Schuldgefühle – man will den Tod des göttlichen Meisters selbst – werden auf „die Juden“ abgeladen. Sie werden zu den kollektiven Prügelknaben. Der christliche Usurpationsmythos ist, anders als der gnostische oder muslimische, vom Typ „Heiliger Henker“, eine fatale, hochexplosive Mischung, die am Anfang einer Entwicklung steht, die im

Holocaust kulminierte.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Maccoby bezieht sich in seinen Analysen auch auf die Theorien des bekannten Soziologen Max Weber (1864-1920). Dieser empfindet die Juden als eine Pariakaste, die ihren marginalisierten Status durch ihre separatistische Religion pflegen würde. Maccoby lehnt diesen Standpunkt entschieden ab und hält dagegen, dass die Juden sich niemals freiwillig der Ausgrenzung ausgesetzt hätten. Wie kommt es zu derart entgegengesetzten Standpunkten unter Gelehrten, selbst wenn man berücksichtigt, dass Weber und Maccoby einen Altersunterschied von rund 60 Jahren aufweisen?

Peter Gorenflos: Im „Pariavolk" widmet Hyam Maccoby Max Weber ein ganzes Kapitel und widerlegt ihn eigentlich in jeder Hinsicht. Er zeigt, wie universalistisch das Judentum in Wirklichkeit ist, dass der Vorwurf des Separatismus eher auf das Christentum zutrifft. Auch die Idee vom „Ressentiment" der Juden durch deren historische Niederlagen wird detailliert widerlegt, denn wann immer der äußere Druck nachließ, nahmen sie begeistert am gesellschaftlichen Leben teil. Gerade dann, wenn sie Webers Idee vom Separatismus und der Rachsucht widerlegen, nach der Französischen Revolution, kippt die gesellschaftliche Stimmung in eine ganz andere Richtung. Jetzt gewinnt der Neid der christlichen Mehrheitsgesellschaft die Oberhand, die Angst vor einer feindlichen Übernahme und der mittelalterliche Antisemitismus bekommt sein „modernes", rassentheoretisches Gewand. Nach Maccoby gibt Webers Porträt der Juden nur die jahrhundertealte christliche antijüdische Polemik wieder, maskiert in Soziologie. Weber hält auch an der Theorie fest, dass Juden mit zweierlei Maß messen, was – jedenfalls in dieser Form – völlig unhaltbar ist.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Wie betrachtet Maccoby eigentlich den muslimischen Antisemitismus?

Peter Gorenflos: In Band 2 der Trilogie, „Der Antisemitismus und die Moderne", widmet Maccoby diesem Thema ein ganzes Kapitel. Zunächst einmal muss man festhalten, dass der muslimische Antisemitismus bis zur Gründung des Staates Israel weit weniger bösartig war als der christliche. Deshalb haben auch viele Juden aus dem mittelalterlichen Europa Zuflucht in muslimischen Ländern gesucht, sind zum Beispiel nach 1492 aus Spanien ins Osmanische Reich geflohen. Das hängt mit dem speziellen muslimischen Usurpationsmythos zusammen. Man deutet die Akedah um, und betrachtet Ismaël statt Isaak als das Opfer, das der Gott zunächst gefordert und dann verhindert hat. Ismaël wurde so nach muslimischer Lesart zum Stammvater der Araber. Mohammed ist kein göttlicher Gründer des Islam und sein Tod wurde nie jüdischen Machenschaften zugeschrieben. Im Islam waren die Juden eine erfolglose, besiegte religiöse Gruppierung, die man eher verachtete als hasste.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Wie sieht es in Asien mit dem Antisemitismus aus?

Peter Gorenflos: Maccoby zeigt uns, wie die Juden im südindischen Kochi jahrhundertelang in wirklicher Freundschaft mit ihren Hindu-Nachbarn lebten und sich der Gunst der Rajas erfreuten. Sie dienten auch im Militär, wo sie am Sabbat von Kampfeinsätzen ausgenommen wurden. Bei allen wichtigen Anlässen wurden jüdische Vertreter zur Teilnahme eingeladen. Ihre Speisevorschriften wurden respektiert. Erst als 1502 die katholischen Portugiesen kamen, begann das Desaster, Synagogen und heilige Bücher wurden verbrannt und es war nur dem Eingreifen und dem Schutz der Rajas zu verdanken, dass sie vor der totalen Katastrophe bewahrt wurden. Das endete erst mit der Ankunft der Holländer 1663, die zwar auch christlich-protestantisch waren, aber zu diesem Zeitpunkt vor allem Repräsentanten der weltlichen Bewegung der Tolerierung waren, die auf die Emanzipation der Juden in Europa hinarbeitete.

In Japan wurde Antisemitismus aus Deutschland importiert durch das Bündnis mit Hitler und Mussolini. So richtig Fuß gefasst hat er dort aber nicht. Es war im Grunde das Konstrukt einer angeblich angestrebten jüdischen Weltherrschaft, das Eindruck in der Bevölkerung machte, weil man in Wahrheit selbst imperialistische Absichten hatte und Südostasien unter seine Kontrolle bringen wollte. Antisemitismus bestand dort, sehr moderat, in Form erfolgreicher Unterhaltungsliteratur fort, welche die Machenschaften einer weltweiten jüdischen Verschwörung verbreitete. Und in China gab es durch die Kooperation mit der Sowjetunion einen Antisemitismus, der sich als „zionistischer Imperialismus" maskierte. Da er dort aber keine wirklichen Wurzeln hat, wurde er eine Leerformel, wie Maccoby erkennt, und wird die weitere politische Entwicklung wahrscheinlich nicht überleben.

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Was erhoffen Sie sich als Herausgeber und Maccoby-Experte von der Veröffentlichung?

Peter Gorenflos: Das Buch ist ja erst seit Mai auf dem Markt und ich bin selbst gespannt auf die Resonanz. Von den anderen bisher erschienen Maccoby-Büchern ist mir bekannt, dass sie nie die öffentliche Aufmerksamkeit bekamen, die sie eigentlich verdienen. Eine Aufführung seines Stückes „Die Disputation" in der Bundesrepublik wäre übrigens ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung, ein Kontrapunkt zu den Oberammergauer Passionsspielen, die nächstes Jahr wieder stattfinden. Welche Rolle Passionsspiele in der historischen Entwicklung des Antisemitismus spielen, beleuchtet Maccoby im für 2020 geplanten Band 3 der Trilogie, „Judas Ischariot und der Mythos vom Jüdischen Übel".

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Herr Gorenflos, Danke für das Gespräch.

„Ein Pariavolk. Zur Anthropologie des Antisemitismus" von Hyam Maccoby, herausgegeben von Peter Gorenflos, 2019, Hentrich & Hentrich: Berlin, Leipzig

GREGORY'S
JOAILLIER

Unser Service für Sie

Gregory's Joaillier am Kurfürstendamm zeichnet sich nicht nur durch innovatives Design unter der Verwendung edelster Schmucksteine aus. Eine Besonderheit ist die haus-interne Werkstatt mit Goldschmied und Steinfasser, die vor Ort individuell auf Kundenwünsche eingehen können. Exklusive Sonderanfertigungen oder das sensible Umarbeiten von altem Schmuck wird hier professionell und mit größter Sorgfalt erledigt. Sowohl Fasser als auch Goldschmied können jahrelange Erfahrung und Expertise vorweisen und arbeiten auf höchstem Niveau.

Umarbeiten

Geliebter alter Schmuck hat oft einen starken emotionalen Wert, entspricht manchmal aber nicht mehr dem eigenen Geschmack. Gregory's Joaillier hilft Ihnen ein neues Lieblingsstück daraus zu machen, ohne dass es den ursprünglichen Charakter verliert. Von kleinen Änderungen bis hin zur kompletten Neufassung von Steinen und Umnutzung des Trägermaterials erstrahlen die antike Kette oder ein alter Ring in neuem Glanz.

Unikate

Entweder wählen Sie eines der bereits fertigen Unikate von Gregory's Joaillier oder aber Sie bringen einen eigenen Entwurf mit. Gemeinsam mit dem Inhaber Gregroy Loeb wird die Auswahl der Materialien und Steine sowie die Umsetzung besprochen. Leidenschaftlich gerne designt Gregory's Joaillier

Reparaturen und Reinigung

Ein Standard-Service für unsere Kunden: kleine Reparaturen und regelmäßige Reinigung Ihres vielgetragenen Schmucks gehören zum Standard-Repertoire. Selbstverständlich sind wir durch unsere hauseigene Werkstatt in der glücklichen Lage Ihre Schmuckstücke selbst zu reparieren. Gerne stehen wir Ihnen beratend zur Verfügung und machen Ihnen einen unverbindlichen Kostenvoranschlag.

Kurfürstendamm 50A 10707 Berlin

Tel.030 88917555
contact@gregorysjoaillier.com
www.gregorysjoaillier.com

Marcello Mastroianni: Sohn einer jüdischen Mutter, Vater einer jüdischen Tochter

Zum 95. Geburtstag der italienischen Schauspieler-Legende

Von Juri Bezeljansky

Als vor etwa 60 Jahren das Magazin „Jet“ herausfinden wollte, was Frauen an Schauspielern am meisten mögen, kam es zu folgendem Ergebnis: Die unwiderstehlichsten Augen habe Montgomery Clift, das schönste Gesicht Gary Cooper, den verführerischsten Mund Marlon Brando, die hübschesten Ohren besäße Clark Gable, den elegantesten Schnurrbart Errol Flynn, Michael Douglas soll mit seinen Hüften verblüffen, James Dean mit seinen Schultern, Warren Beatty habe das herrlichste Haar… und Summa summarum landete auf dem ersten Platz – Marcello Mastroianni!

Der Film-Gigant Marcello Mastroianni (1924-1996)

Die Anfänge

Der zukünftige Schauspieler kam am 24. September 1924 zur Welt, im kleinen Städtchen Fontana Liri, nicht weit von Neapel, in der Familie des Zimmermanns Urbano Mastroianni. Dass seine Mutter Ida Irroles aus der gutbürgerlichen jüdischen Familie von Moissej und Malka Idelson stammte, erfuhr Marcello erst 1980. Idas Eltern emigrierten aus Russland, sie selbst wuchs in Hamburg bei fremden Leuten auf, kam später nach Italien und heiratete dort. Sie wusste von ihrer jüdischen Herkunft, hielt sie aber dennoch geheim, was ihr und ihrem Sohn in den Kriegsjahren das Leben rettete.

Marcello war 10, als die Familie nach Rom zog.

Seine Kindheit: Zu viert in einer kleinen Wohnung (ein Zimmer und eine Küche), unentwegte Streitigkeiten der Eltern. Marcello erinnerte sich: „Die Mutter klagte, dass Vater zwei Zigaretten mehr raucht als im Familienbudget eingeplant war, so reichte das Geld nicht einmal mehr für Lebensmittel… Vater tobte, es kam zu einem Handgemenge. Lange Zeit teilte Mutter mit mir das Bett: Es gab keinen Platz, mein Bruder musste auf dem Boden neben dem Bett schlafen, der Vater – im Flur. Der Ärmste, er war aufbrausend, nicht selten kam er betrunken heim, dann gab es Krach wegen des Geldes. Damals war das in den meisten italienischen Familien der Alltag …“

Das Leben ging dennoch weiter: Die Schule, die Kirche, Sport, Tanzen… Mit 11 bekam Marcello seine erste Rolle im kleinen Kirchentheater. Die Bühne zog ihn an: Er arbeitete auf dem Bau, als Zeichner, als Buchhalter – und abends spielte er, wo auch immer jemand für eine Massenszene gesucht wurde. Bald darauf, mit dem Architekten-Diplom in der Tasche, gab es für ihn nur noch die Kunst, und er spielte im Ensemble des großen Visconti.

Die Rollen

Auch Kino faszinierte ihn. Er träumte davon, mit dem berühmten Vittorio de Sica zu arbeiten. Marcellos Mutter kannte Vittorios Schwester und bat sie, dem Bruder ein Empfehlungsschreiben zu überreichen. Mit diesem Schreiben erschien Marcello immer wieder am Set, aber de Sica sagte nur: „Nein, Junge, du hast noch viel zu lernen…“. Dann spielte er endlich eine kleine Rolle in de Sicas „Kinder schauen auf uns“ und 21 Jahre später, selbst bereits eine Berühmtheit der Kinowelt, in seinem „Gestern, heute und morgen“ an der Seite von Sophia Loren. Der erste Film, wo man einen 15-jährigen Marcello sehen konnte, war „Marionette“ mit Beniamino Gigli. Wenige Jahre später betrat Mastroianni das Filmstudio Cinecitta als „richtiger“ Schauspieler.

Der Erfolg kam zu ihm mit den Hauptrollen in „Ein Sonntag im August“ (1950), „Paris is always Paris“ (1951) und „Die Drei vom Spanischen Platz“ (1952). Die zwei bedeutsamen Federico-Fellini-Filme „Das süße Leben“ (1959) und „8½“ brachten internationale Bekanntheit. Nach einer Reihe von Komödien – „Der Mann mit den zwei Frauen“ (1955), „Scheidung auf Italienisch“ (1961), „Hochzeit auf Italienisch“ (1964), „Casanova'70“ (1965) – wurde Mastroianni „der lateinische Liebhaber“ genannt. Am Lebensabend erzürnte er sich darüber: „‚Der lateinische Liebhaber‘, warum eigentlich? Ich ging nie in Nachtclubs, trieb mich in keinen Lasterhöhlen herum… Möglicherweise habe ich es verdient, als ich nach ‚Das süße Leben‘ von schönen Frauen umringt wurde? Das bedeutete aber keineswegs, dass ich ‚der lateinische Liebhaber‘ war! Ich wurde dafür bezahlt, dass ich sie auf der Leinwand küsste oder so tat, als ob ich verliebt wäre, so war das doch, oder?..“

In den 1980er Jahren sucht der 60-jährige Schauspieler die Filme, in deren Handlung es um das Altwerden, Machtlosigkeit und die Verabschiedung von der Lebenslust geht: „Fellinis Stadt der Frauen“ (1980), „Ginger und Fred“ (1985), „Prêt-à-Porter“ (1994). In den 90ern ist Mastroianni ein alter Mann, aber, wenn er das Alter spielt, spielt er Weisheit. Über seine letzten Rollen sagte er: „In jungen Jahren schien es zu genügen, schön zu sein und einen modischen Schlips zu tragen. Es kommt jedoch die Zeit, wo die Falten im Gesicht schöner werden als eine Krawatte und die Charaktere, welche man spielt, plötzlich genauso komplex erscheinen wie lebende Menschen.“

Der Charakter

Mastroiannis Ehefrau Flora soll gesagt haben: „So ist Marcello eben – flattert wie ein Schmetterling ohne jeden Sinn.“ Das mag richtig und falsch sein. Es gab einen Sinn: Mastroianni reiste leidenschaftlich, war ständig auf der Suche nach neuen Impressionen, kam manches Mal an überraschende, neue Orte. So verschlug es ihn zweimal nach Russland, wo er in den Filmen „Sonnenblumen“ (1970) und „Schwarze Augen“ (1987) spielte.

Im Dokumentarfilm „Ja, ich erinnere mich“ offenbarte Mastroianni: „Ich erlebte all diese Abenteuer so, als wären es Erzählungen, Märchen, wo ich eine privilegierte Person war. Auf der anderen Seite muss ich zugeben, dass ich keine besonderen Interessen außerhalb meines Metiers habe. Daraus erwächst wahrscheinlich meine Beschränktheit. Geistig und kulturell habe ich nichts Außergewöhnliches zu bieten. Auf Kino und Theater habe ich keine Lust. Ganz zu schweigen von Museen, die ich gar nicht mag. Das wichtigste Museum für mich ist dort, wo mich die Kinematographie hinführt. Deshalb versuche ich mehr Filme zu drehen, welche mir das Reisen ermöglichen.“

Mastroianni hatte keine Hemmungen, zuzugeben, dass er faul sein konnte und ungern Entscheidungen trifft: „Ich tat immer gerne, als wäre ich der größte Faulpelz – so wurde man schneller in Ruhe gelassen…“ Und: Nie starb in ihm das Kerlchen, der Lausbub, der an lustige Streiche dachte. Das machte ihn seinem Freund Fellini sehr ähnlich.

Die Frauen

Mit allen Kinodiven, an deren Seite er spielte, soll er, wenn man der Boulevardpresse Glauben schenkt, Liebesbeziehungen gehabt haben. Stimmt das etwa? Marcello war diskret, das Prahlen mit seinem Erfolg bei Frauen war ihm fremd. Er senkte nur den Blick und sagte: „Oh nein, ich bin kein Verführer. Die Liebe muss erwidert werden, so sehe ich das. Mein Teil dabei ist nur die Hälfte… Obwohl ich immer den ersten Schritt tat. Selbstverständlich bekam auch ich hier und da einen Korb. Ich träumte von Marilyn Monroe. Leider, leider… Aber ein Draufgänger war ich nie. Meine Spezialität waren Blicke – verschämte, stille Blicke, die so vielsagend sein können…“

Seine erste Liebe erlebte Marcello bereits in der Kindheit: Er fand Gefallen an einem Mädchen namens Silvana und schenkte ihr eine Rose. Später gab es eine andere Silvana – die Schauspielerin Silvana Mangano, sie wies ihn jedoch ab. Mit 25 heiratete Marcello die Tochter eines bekannten Musikers, Flora Carabella, die Ehe dauerte über 40 Jahre, bis zu seinem Tod. 1952 kam Tochter Barbara zur Welt. Die Ehe blieb nicht ungetrübt: Flora begriff schnell, dass Marcello nicht fähig sein wird, nur einer Frau treu zu bleiben. Über nahezu alle Liebesgeschichten ihres Mannes erfuhr sie aus den Nachrichten und tröstete sich mit dem Gedanken, „dem italienischen Mann muss man etwas Freiheit lassen.“ Früher oder später kehrt er bestimmt zurück zu seiner Frau. Und Marcello kehrte in der Tat zurück.

1968 drehte Mastroianni „Die Liebenden des Polarkreises“ von Vittorio de Sica, seine Filmpartnerin war die amerikanische Schauspielerin Faye Dunaway. Marcello erinnerte sich: „Unsere Affäre begann mit einem Kuss vor der Kamera, was auch im Drehbuch

vorgesehen war… Das war wie ein Blitz.“ Dem Blitz folgte ein Orkan: Marcello erkannte, dass die neue Faye besser ist als die alte Flora… Er begann, Pläne zu schmieden… Schmiedete sie allerdings recht lange, so lange, dass die pragmatische Amerikanerin ihn vor die Tür setzte.

Drei Jahre später, während der Dreharbeiten für „Allein mit Giorgio“ begegnete Marcello Catherine Deneuve. Später erinnerte er sich: „Ich war in miserabler Stimmung – meine Geschichte mit Faye Dunaway war gerade zu Ende und Catherine war auch noch nicht über ihre Trennung mit Francois Truffaut hinweg… Wir beide brauchten neues Interesse am Leben. Drei Jahre waren wir zusammen, und das war eine glückliche Zeit. Leider Gottes enden die ‚Kinobeziehungen‘ oft mit einer Trennung. Ich arbeitete in Italien, sie in Frankreich, und sie verreiste viel. Sie war es, die sagte, alles sei zu Ende: ‚Es ist das Finale unserer Geschichte. Es lohnt nicht, weiterzumachen – alles wurde zu einer langweiligen Angewohnheit…‘“

Hinter diesen Sätzen blieb die große Verliebtheit Marcellos in Catherine, die Geburt der gemeinsamen Tochter Chiara (heute die Schauspielerin Chiara Mastroianni), der Kauf einer Villa in Nizza, das ewige Pendeln von Rom nach Paris und zurück; Telefonate, Blumen und ein kurzes gemeinsames Leben, das bald die Unvereinbarkeit offenbarte: Marcello mochte laute Gesellschaft, Catherine zog das Alleinsein vor.

Zweimal verlassen, bekam der Casanova es bald erneut zu spüren: Die Dritte wurde Flora – endlich entschloss sie sich, ihren irrlichternden Ehemann zu verlassen. Der Große Liebhaber war am Boden. Er flehte seine gegangene Frau sogar mittels Fernsehens: „Flora, komm zurück! Ich brauche dich!“, was jedoch nichts brachte.

Der verlassene Mastroianni fand Trost bei der Regisseurin Anna Maria Tato, sie hatten 15 gemeinsame Jahre. Sie drehte einen Dokumentarfilm – ein Kinoportrait über Marcello: Vor der Kamera dachte er laut über verschiedene Momente seines Lebens nach. Kurz vor seinem Tod sichtete Mastroianni das ganze Material und gab ihm selbst den Namen: „Ich erinnere mich, ja, ich erinnere mich.“

Der Abschied

Marcellos Leben wurde von einer tödlichen Krankheit abgeschnitten; es war der Krebs. In Bologna, in Arena del Sole, spielte er einige Male mit großem Erfolg einen alten kranken Mann im Theaterstück „Le ultimo lune“ nach dem Buch von Furio Bordon. Es war die Darstellung eines nahenden und bereits von ihm verstandenen Todes. Am 19. Dezember 1996 verstarb er im Alter von 72 Jahren, in seiner Pariser Wohnung in Quartier Latin.

Neben ihm waren Anna Maria Tato, Catherin Deneuve, Tochter Chiara und Jugendfreund Michell Piccoli.

Die Abschiedszeremonie fand zunächst in Paris statt, danach wurde Marcellos Leichnam nach Rom überführt. Der Gedenkgottesdienst wurde auf dem Kapitol, im Rathausgebäude abgehalten. Mastroianni wurde auf dem alten Friedhof Campo Verano beigesetzt. Aber Legenden sind unsterblich…

P.S.: Interessant ist, dass Marcello nicht nur eine jüdische Mutter, sondern auch eine jüdische Tochter hatte, welche sogar israelische Staatsbürgerin ist. Ja, vor etwa 15 Jahren wurde im Heiligen Land, der historischen Heimat von Ida Itelson, seine außereheliche Tochter entdeckt – das bekannte israelische Fotomodell Yehudit Bauman. Schade nur, dass ihr der Name ihres berühmten Vaters erst nach seinem Tod bekannt wurde…

Übersetzung aus dem Russischen von Irina Korotkina

Wo jüdische Sportler und Journalisten zusammenkommen

DIE JÜDISCHE RUNDSCHAU vor Ort bei „Football for Friendship“ in Madrid

Von Urs Unkauf

Kinder lernen Fußball von den Großen.

Bereits zum siebten Mal findet das internationale soziale Programm „Football for Friendship“ statt – dieses Jahr in Madrid als Austragungsort des Champions League Finales. Die jungen Teilnehmer aus aller Welt lernten einander im Internationalen Lager für Freundschaft beim Fußballspielen und im Rahmen von gemeinsamen inhaltlichen Schulungen kennen. Im Zentrum des Programms stehen Werte wie Freundschaft, Fairness, Gesundheit, Frieden und Traditionen. Das von der Firma „Gazprom“ geförderte Programm möchte damit einen Beitrag zur internationalen Verständigung und zum Bau zwischenmenschlicher Brücken zwischen jungen Nachwuchstalenten aus dem Bereich des Fußballs und des Journalismus leisten.

Die Kinder stemmen dabei gemeinsame Projekte und besuchen Vorlesungen und Workshops bekannter Sportler, Journalisten und Experten aus anderen Fachbereichen. Insbesondere teilt der britische Künstler Bill Asprey sein Wissen mit den Kindern. Asprey ist ein Schöpfer der Comic-Serie „Love is…“ und Autor der Maskottchen des Programms „Football for Friendship“.

Auf die jungen Fußballspieler warten Trainings, die von international anerkannten Profis der Fußballwelt durchgeführt werden. Dazu gehören Spieler der Akademie des Fußballklubs „Juventus“, sowie Luka Markovic und Gotscha Gogritschiani, die bereits in der Vergangenheit an dem „Football for Friendship“-Programm teilgenommen haben.

Sportjournalisten aus aller Welt bieten ebenfalls Kurse an für junge Journalisten, die im Internationalen Kinderpressezentrum des Programms „Football for Friendship“ tätig sind. Sie veröffentlichen ihre ersten Materialien über Veranstaltungen des Programms unter der Leitung der erfahrenen älteren Kollegen.

Israelische Jugendliche nehmen bereits seit dem Bestehen des Programms daran teil. „Es war eine echte Freude, Menschen aus unterschiedlichen Ländern wie Russland, Finnland, der Tschechischen Republik und vielen anderen Ländern zu treffen“, erklärt der zwölfjährige Aviv Chen. „Meiner Meinung nach ist die Bedeutung von Fußball für internationale Verständigung folgende: Selbst, wenn Du mit einem Land spielen musst, das Du nicht magst, musst Du mit ihm zusammenarbeiten, weil man ohne Kooperation nicht gewinnen kann“, so Chen auf die Frage nach seiner Erfahrung bei „Football for Friendship“.

Während der Eröffnung des Internationalen „Football for Friendship“-Forums 2019 sprachen der Vorsitzende des Direktorenrates von „Gazprom“, Wiktor Subkow, der berühmte Fußballspieler der Nationalmannschaft Brasiliens und des Fußballklubs „Real Madrid“ sowie Gewinner der Weltmeisterschaft und dreimaliger Gewinner der UEFA-Champions-League, Roberto Carlos, die junge Botschafterin des Programms, Ananya Kamboj aus Indien, sowie der Leiter der „Soccer Barcelona Youth Academy“, Michelle Puch, vor Gästen aus der ganzen Welt. In diesem Jahr gab es zehn thematische Panels bei dem Forum, die aktuellen Fragen der Entwicklung des Sports unter Kindern und Jugendlichen gewidmet waren.

Das Finalspiel der Meisterschaft erfolgte auf dem berühmten Fußballfeld UEFA-Pitch ganz im Herzen Madrids, auf dem Plaza Mayor. Außerdem besuchten die Teilnehmer des Programms das Finalspiel der UEFA Champions League 2019, das im Stadion Metropolitano stattfindet.

Das Programm „Football for Friendship“ wird von UEFA, FIFA, vom Internationalen Olympischen Komitee, von Fußballföderationen verschiedener Länder, von internationalen Wohlfahrtsfonds für Kinder, von berühmten Sportlern und führenden Fußballklubs der Welt unterstützt. Im Laufe der vergangenen sieben Jahre hat das Programm mehr als 6.000 Teilnehmer zusammengebracht und mehr als fünf Millionen Unterstützer gewonnen, einschließlich berühmter Sportler, Künstler und Politiker.

Israels Teilnahme und Anerkennung bei internationalen sportlichen Großereignissen hat in den letzten Jahren eine positive Dynamik entwickelt. Und vielleicht kann das gemeinsame Fußballspielen wirklich einen Beitrag dazu leisten, Vorbehalte anderer Länder gegenüber Israel abzubauen und sich zumindest auf menschlicher Ebene anzunähern. Für den israelischen Jungen Aviv Chen jedenfalls sind es diese Eindrücke, die er in seine Heimat mitnimmt.

Die bunte Vielfalt der Juden Österreich-Ungarns

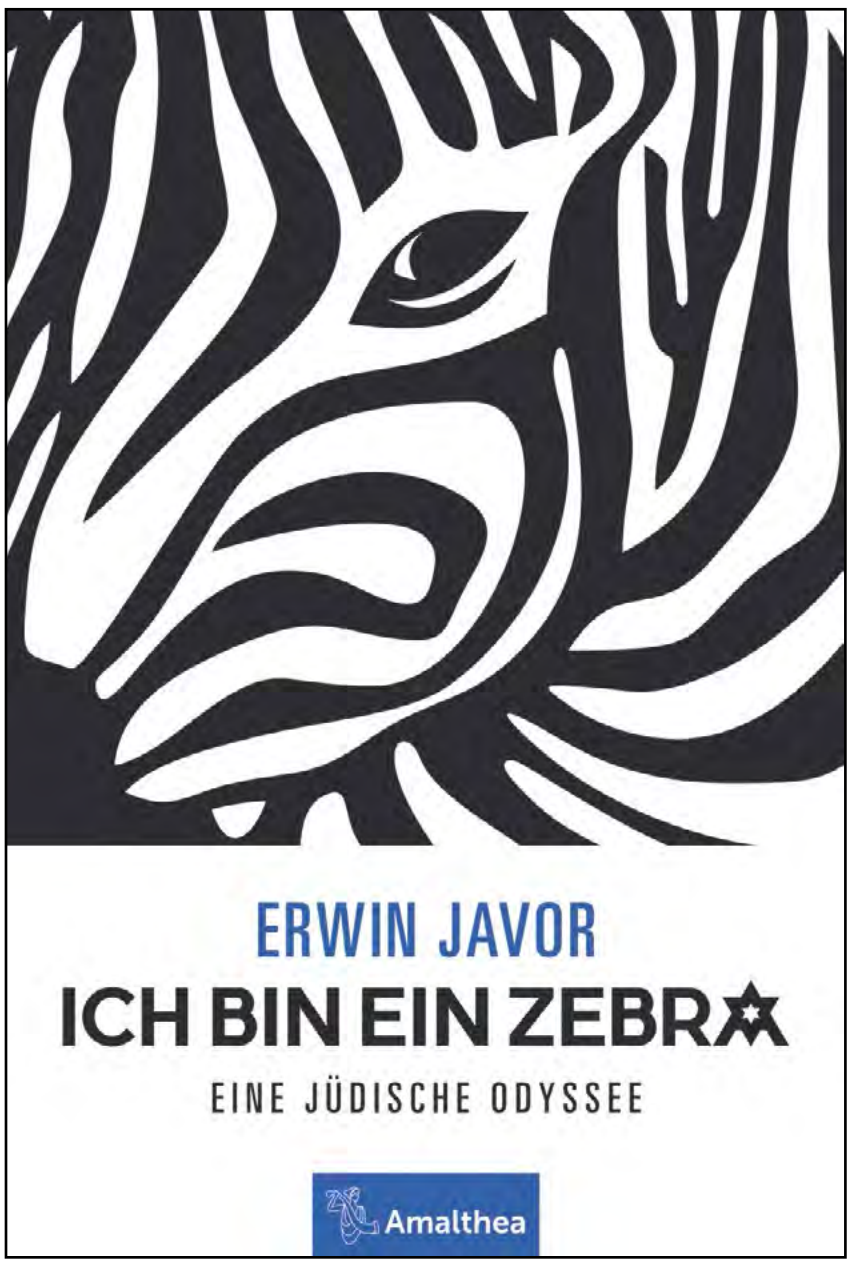
Rezension des ersten Buches des „MENA Watch"-Gründers Erwin Javor

Von Matti Goldschmidt

1947 in Budapest geboren, entfloh die Familie Javor drei Jahre später dem kommunistischen Regime Ungarns, um sich in Wien niederzulassen. Dabei verstand man sich von Anfang an als reine Durchreisende, auch wenn das Ziel unbestimmt war: Israel vielleicht? Oder gar die USA? Australien – das wäre schon sehr weit weg! Mehr als einhunderttausend Juden aus Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei oder Rumänien landeten so in den Nachkriegsjahren in der Hauptstadt der Zweiten Republik. Aber selbst, wenn sie blieben: Nicht nur für sie, auch für die nachfolgenden Generationen war eine Verwurzelung keineswegs selbstverständlich – „man lebte im beständigen Gefühl, sicherheitshalber besser stets einen Koffer gepackt zu haben".

Dabei hatte sich zumindest Erwin Javor mittlerweile, legt man die Fakten zugrunde, durchaus in Österreich etabliert. 1969, erst 22-jährig, erwarb er die Firma Frankstahl, heute mit Sitz in Traiskirchen (und bekannt als landesweite „Anlaufstelle für Flüchtlinge aus aller Welt", gelegen im Bezirk Baden, Niederösterreich, etwa 20 Kilometer südlich von Wien), 1880 von jüdischen Unternehmern in Wien gegründet, während des Dritten Reiches „arisiert" und erst über 20 Jahre nach Kriegsende an die ursprünglichen Besitzer retourniert worden. Im Jahre 2000 gründete Javor das jüdische Magazin für Politik und Kultur namens „Nu", elf Jahre später die Medienbeobachtungsstelle Naher Osten (MENA-Watch, der unabhängige „Nahost-Thinktank", vgl. die JR, Ausgabe 12/2015), welche sich zum Ziel gesetzt hat, zur Verbesserung der Qualität der Berichterstattung über den Nahen Osten im Allgemeinen und Israel im Besonderen beizutragen. Schließlich brachte er im Frühjahr 2014 die „Brauer-Haggada" heraus, für das der Maler (und Sänger) Arik Brauer 24 Illustrationen schuf – mit Kommentaren zum Originaltext von Paul Chaim Eisenberg (1983-2016 der Oberrabbiner Wiens), oder Joshua Sobol, 1939 in Palästina geboren als Sohn osteuropäischer Einwanderer.

Trotz des Eingebundenseins in Österreich, dem Land, in dem er praktisch sein ganzes Leben verbrachte, will Javor die Erinnerung an die untergegangene Welt der Ostjuden, soweit er sie noch selbst in sich trägt, irgendwie am Leben erhalten. Grund genug, dies alles in einem Werk zusammenzufassen. Dabei nimmt der „jüdische Witz" eine zentrale Stellung ein: Das Buch ist davon zu Dutzenden gespickt, darunter einige wenige, die der Schreiber dieser Zeilen selbst noch nie gehört hatte, andere, die er interessanterweise aus einem nicht-jüdischen Umfeld kennt. Dem jüdischen Witz geht es neben Widerstand gegen Antisemitismus und Verfolgung insbesondere „gegen alle anderen übermächtigen Gegner und Umstände des Lebens". Typische Facetten dieses Humors seien Selbstironie, aber auch Selbstzweifel, Selbstkritik und kreative Lösungen. So beschreibt er beispielsweise – und wie immer ist in jedem Witz mindestens ein Körnchen Wahrheit enthalten – die Mischpoche, die jüdische Familie wie folgt: Sie „besteht aus ihrem Zentrum, der Mamme, dem – wie man auch an mir [= E. Javor] sieht – eher unauffälligen Ehemann des Zentrums und den Kindern, welche ausnahmslos Genies sind". Jüdischer Humor hin und her: Es müsste kaum noch hinzugefügt werden, dass hinter jeder guten Pointe wie bei jeder guten Komödie eine Tragödie steht. Wenngleich jüdische Eloquenz vor allem davon lebt, mit möglichst wenigen Worten möglichst viel zu sagen.



Schtetl-Juden, Stadt-Juden, ungarische und polnische Juden

Javor beschreibt die jüdische Welt, wie er sie im Mikrokosmos der Stadt Wien in den Nachkriegsjahren erlebte: Die Gestrandeten eben, die je nach Herkunft weiterhin unter sich weilten; die Stadt-Schtetl-Hierarchie, wie sie in den Herkunftsländern herrschte, blieb eben auch am Zufluchtsort erhalten. Außerdem gab es nach wie vor die inoffiziellen Hierarchien von Landsmannschaften: Ungarische Juden wurden verachtet, weil sie als assimiliert galten. Polnische Juden aus Warschau sprachen polnisch, der Rest jiddisch. Die rumänischen befanden sich am Ende der Messlatte, ebenso wie die alteingesessenen assimilierten Wiener Juden – soweit es sie überhaupt noch gab – auf die Gesamtheit der Ostjuden herabschaute.

Trotzdem gab es verblüffende Gemeinsamkeiten, indem sich das „Gemisch an Landsmannschaften mit ihren komplexen Hackordnungen, Eifersüchteleien und Hochstapeleien trotz zelebrierter Unterschiede und sorgsam gepflegter Innenmauern gleichzeitig als eine homogene Gruppe" gestaltete. Stolz war man auf alles, was irgendwie einen jüdischen Ursprung hatte. Die Ostjuden etwa feierten konsequent Chanukka und niemals Weihnachten – das wäre eine Schande gewesen. Die alteingesessenen Wiener Juden [wir wissen ja von Theodor Herzl und seinem Weihnachtsbaum] nahmen es da weniger genau, indem man sich in den von Juden frequentierten Gasthäusern „teilweise widerwillig, teilweise mit höchstem Genuss – oder beidem" lokalem Kulturgut hingab. In jedem Fall aber waren alle stolz auf die von Juden komponierten Weihnachtslieder wie „Let It Snow" oder „White Christmas", selbst wenn die Komponisten in den USA längst ihre (ost-) jüdischen Namen abgelegt hatten. Sonst verbrachte man viele Sonntagnachmittage „am Cobenzl" – ein lokaler Austriazismus, mit dem man „draußen", d.h. in Deutschland, sicherlich nichts anfangen kann. Hierbei handelt es sich um eine als beliebtes Ausflugsziel bekannte Anhöhe am Rande Wiens mit Schloss und Weingut. Die Sonntagvormittage verweilte man eher im Café Schwarzenberg in der Ringstraße, ab 1945 zum sowjetischen Sektor gehörig, in dem ein bestimmter Teil für Ostjuden reserviert war; hier tauschte man Erinnerungen aus der alten Heimat aus, sprach über Geschäfte, diskutierte und stritt sich – wie überall – über meist belanglose Angelegenheiten.

Christen müssen fürs Paradies weniger leisten

Jedoch letztlich: Für wen ist nun dieses Buch gedacht? Immerhin das beste (da einzige), dass Javor bislang geschrieben hat? Auch darüber hat der Autor intensiv sinniert: Nämlich vor allem für „Nicht-Juden, die sich für die jüdische Kultur interessieren und wenig Gelegenheit haben, Juden kennenzulernen". Ein „mulmiges Gefühl" bekomme er allerdings, wenn er an die möglichen Reaktionen jüdischer Leser denke: „Zuerst werden sie behaupten, sie kennen viel bessere Witze, Anekdoten und Typen. (…) Dann werden sie mir erklären, was ich alles falsch erzählt habe". Das mag in vielen Fällen treffend sein, wie der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung kennt. Um jedoch zu erfahren, zu welcher Kategorie Mensch der potentielle Leser gehöre, müsse er (oder sie) das Buch in erster Linie allerdings selbst lesen. Dass an mehr als nur einer Stelle zumindest ein Schmunzeln nicht unterdrückt werden kann, sei hiermit garantiert! Übrigens: Dem nicht-jüdischen Leser, eigentlich allen Nichtjuden, rät Javor eindringlich ab, zum Judentum überzutreten. Glaube man nämlich an das Paradies, hätten es die Nichtjuden doch wesentlich leichter, darin Eingang zu finden, da diese zumindest gemäß der Halacha wesentlich weniger Regeln und Gesetze einzuhalten hätten, zumindest keine 623. Das sollte nun wirklich einen Gedanken wert sein… Ein relativ umfangreiches Glossar erklärt abschließend die zahlreichen jiddischen, teils hebräischen oder auch austro-bajuwarischen Ausdrücke, ohne die ein Buch über Ostjuden – geschrieben für alle – nicht auskommen kann.

Erwin Javor
Ich bin ein Zebra – Eine jüdische Odyssee
Wien 2017 (249 S., Amalthea Verlag, € 25,00)
ISBN 978-3-99050-092-7

Werner GEISSMANN

Juden gibt es hier nicht

Eine etwas andere Familiengeschichte - 700 Jahre Geissmann

Wie kommt man dazu ein solches Buch zu schreiben? Aufgewachsen in Hägglingen, einem Dorf im Unteren Freiamt (Kanton Aargau, Schweiz), stellte ich mir oft die Frage, woher eigentlich die Geissmann stammen? Warum gibt es deren so viele in Hägglingen? Ein Familienname, der eher selten vorkommt, erscheint hier stark konzentriert.

Vor etwa fünf Jahren begann ich mit der Durchsicht der Akten im Staatsarchiv in Aarau und im Stiftsarchiv Beromünster. Da immer mehr interessante und unerwartete Fakten auftauchten, begann ich das Ganze in Buchform zu bringen. Das Buch enthält viele historische Informationen, die über eine Familiengeschichte hinausgehen.

Einige Geissmann entdeckte ich zufällig im Elsass. Bis heute sind einige Geissmann in den elsässischen jüdischen Gemeinden aktiv. Wanderten etwa die ersten Geissmann aus dem Elsass ins Freiamt ein? Waren es etwa Juden?

ISBN: 9783735760272 Gebunden
ISBN: 9783735791238 Paperback
Verlag BoD Books on demand - Norderstedt

Webseite: www.judengibteshiernicht.ch
E-Mail Autor: israel@yetnet.ch

1929: Das arabische Massaker an den Juden von Hebron

Vor 90 Jahren ermordeten und vertrieben Araber auf bestialische Weise die jüdischen Einwohner der heiligen Stadt der Stammväter des Judentums Abraham, Jitzhak und Jakov. Das erlogene neue Narrativ, dass arabische Judenfeindlichkeit erst nach der Gründung des Staates Israel aufkam, ist eine Rechtfertigungs-Lüge.

Jüdische Pilger beim Grab der Patriarchen in Hebron.

Von Tina Adcock

Es ist ein allzu gern erzähltes Märchen, dass vor der Staatsgründung Israels im Jahr 1948, Juden und „Palästinenser" friedlich zusammenlebten und erst das „zionistisch-jüdische Staatsgebilde" der Idylle ein Ende bereitete. Anlässlich des 90. Jahrestages des Massakers von Hebron, lohnt es sich, einen genaueren Blick auf die Zeit, vor der Wiedergeburt Israels zu werfen.

Am 4. April 1920 feierten Muslime im britischen Mandatsgebiet Palästina „Nabi-Musa" mit der Prozession zum Schrein des Propheten Moses. Gleichzeitig fand das Pessachfest der Juden und das griechisch-orthodoxe Osterfest statt. Währenddessen zogen Muslime durch die jüdischen Viertel und randalierten, plünderten Geschäfte, und griffen Juden an. Interessant ist hierbei, dass die Briten ihrerseits versuchten, die Juden daran hinderten, sich zu verteidigen. Im selben Jahr wurde Prinz Faisal zum König von Syrien gekrönt. Auf Kundgebungen und Feiern anlässlich dieses Ereignisses wurden Rufe laut wie: „Palästina ist unser Land, die Juden sind unsere Hunde."

Im darauffolgenden Jahr folgten Ausschreitungen in Jaffa, die mit Protesten von Seiten der Arbeiterpartei begannen, welche eine „Rätepolitik Palästina" forderten. Sie endeten damit, dass „Palästinenser" plünderten und mordeten.

Am 28. September 1928, dem Vorabend von Jom Kippur, wurde eine Trennwand an der Klagemauer aufgebaut. Dies rief unter den Muslimen die Angst hervor, dass der dortige Status quo verletzt, oder gar abgeschafft werden würde und dies der erste Schritt zur Enteignung des Tempelberges wäre. Daraufhin brachen abermals gewaltsame Aufstände aus, die unter anderem ein Sitzverbot an der Klagemauer zur Folge hatten.

Im Mai 1929 wurden Juden von „Palästinensern" mit Steinen beworfen, am 14. August zogen sie nach dem Freitagsgebet zur Kotel, prügelten auf die Betenden ein, zerstörten Thorarollen und zogen anschließend am Abend mit einem Fackelzug durch Jerusalem. Der Höhepunkt der Auseinandersetzung gipfelte am 23. August 1929 in dem berühmt-berüchtigten Massaker von Hebron, dem erneute Aufrufe, Steinwürfe und Beschimpfungen in Jerusalem vorausgingen. Hebron, die Stadt, in der zur damaligen Zeit circa 800 Juden lebten (und dies tatsächlich nahezu friedlich), verwandelte sich für ganze drei Tage in einen Schauplatz von Terror und Gewalt. Vor allem Juden sephardischen Ursprungs lebten mit den „Palästinensern" in Einklang. Sie sprachen dieselbe Sprache Arabisch, und auch das kulturelle Leben in der Stadt war miteinander verflochten.

Diese vorübergehende Koexistenz fand jedoch am 23. August ein jähes Ende. „Palästinensische" Jugendliche begannen damit, Jeschiwa-Studenten mit Steinen zu bewerfen. Shmuel Rosenholtz war einer dieser bedauernswerten jungen Männer. Er wurde im Schulgebäude getötet, und war damit das erste Opfer des Massakers von Hebron. Rabbi Ya'acov Slonim lud diejenigen Juden, die durch die Geschehnisse verängstigt waren, zu sich nach Hause ein, wo viele von ihnen später jedoch ebenfalls getötet wurden, obwohl der anerkannte Rabbi über eine Waffe verfügte. Um 8 Uhr am Samstagmorgen, dem jüdischen Schabbat, begannen die „Palästinenser" sich um das jüdische Viertel herum zu versammeln. Die Männer waren mit Waffen wie Messern und Äxten bewaffnet, und die Frauen und Kinder warfen Steine auf Juden. Häuser wurden geplündert und jüdischer Besitz wurde zerstört. Da es nur einen einzigen Polizisten in Hebron gab, war es den Angreifern ein Leichtes ihrer Zerstörungswut freien Lauf zu lassen.

Rabbi Slonim wurde angeboten, die sephardische Gemeinde zu verschonen, sollte er die aschkenasischen Juden dem arabischen Mob ausliefern. Der mutige Rabbiner lehnte das Angebot ab und wurde auf der Stelle getötet. Die Welle der Gewalt brach alsbald im gesamten Land aus und forderte 133 jüdische Leben.

Die Briten evakuierten, drei Tage nach dem Massaker, 484 Überlebende nach Jerusalem. Von den 27 Todesurteilen gegen die Teilnehmer des Massakers, wurden nur drei vollstreckt, den anderen wurde „Gnade" gewährt und ihre Verurteilungen wurden in lebenslange Haftstrafen umgewandelt. Die „Palästinensische Autonomiebehörde" erinnert jedes Jahr an diese „Märtyrer".

Das Märchen vom friedlichen Zusammenleben zwischen Juden und Arabern vor der Staatsgründung Israels ist nicht wahr. Antisemitismus und schreckliche Ausschreitungen grassierten im britischen Mandatsgebiet, auch wenn dies die sogenannten „Israelkritiker" oftmals nicht wahrhaben wollen. Der Hass auf Juden ist keine zionistische Erfindung, sondern war traurige Realität, die allzu viele Menschen mit dem Leben bezahlen mussten. Dieser Opfer sollte gedacht werden und jeder Versuch der Leugnung verdient Ächtung.

Möge ihre Erinnerung ein Segen sein, zikhrono/zikhronah livrakha.

Der Zionist Napoleon in Ägypten

Zu Napoleons 250. Geburtstag: Ein gescheiterter Versuch der Wiedererrichtung eines jüdischen Staates auf historischem Gebiet.

TIMOTHY A. CLARY, AFP

Napoleon besucht 1799 das Pest-Hospital von Jaffa (Gemälde von Antoine-Jean Gros)

Von Yakov Bassin

Als 1897 der Erste Zionistische Kongress das „Basler Programm" von Theodor Herzl genehmigt hatte, erfuhr die Welt über das Vorhaben der ewig heimatlosen Juden, einen eigenen Staat zu errichten; und diese Heimatstätte sollte nicht irgendwo entstehen, sondern genau dort, wo sich Eretz Israel vor 2.000 Jahren bereits befand. Schon 1897 verstanden Herzl und seine Gleichgesinnten, dass dieses Programm ohne breite internationale Unterstützung nicht zu stemmen sein würde.

Es wurde mit einer kolossalen organisatorischen Arbeit begonnen, deren Zweck es war, namhafte Politiker für das Projekt zu begeistern. Und kaum jemand erinnerte sich daran, dass bereits knapp 100 Jahre zuvor ein Politiker die Wiederherstellung des jüdischen Staates im historischen Palästina, mit Jerusalem als Hauptstadt, angekündigt hatte. Mehr noch: Gut möglich, dass es diesem Politiker sogar gelungen wäre, hätte er nicht eine Niederlage im Krieg erleiden müssen – in einem Krieg, den er selbst begonnen hatte.

Das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde zum Wendepunkt, was die Gewährung der Bürgerrechte für Juden anbelangt. Die sozialen Prozesse als Ergebnis von revolutionären Entwicklungen veränderten das Antlitz vieler Staaten. Sowohl die Amerikanische, als auch die Französische Revolution verkündeten einen Triumph der religiösen Toleranz und des Laizismus.

Am 17. September 1787 wurde in der Philadelphia Convention die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika verabschiedet. Sie beinhaltete lediglich sieben Artikel, die später ergänzt wurden. In einer der ersten Ergänzungen durfte der Kongress keine Gesetze erlassen – gleichgültig welche Religion betreffend, also Religionsausübung einschränken oder gar verbieten. Für Juden bedeutete dies, dass sie zu gleichberechtigten Bürgern werden.

Auch in Frankreich waren ähnliche Prozesse zugange: Am 26. August 1789 verkündete die französische Nationalversammlung die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte – eine Grundlage für Demokratie und Freiheit in Frankreich, denn sie garantierte Jedem ein freiheitlich geprägtes Leben von Geburt an. Einen Monat später veröffentlichte der Bischof Henri Grégoire einen Aufruf den Juden die Bürgerrechte zu gewähren, und schrieb: „Fünfzigtausend Franzosen wachten heute als Sklaven auf." Am 27. Januar 1791 wurden Juden zu gleichberechtigten Bürgern; eine freie Religionsausübung wurde ihnen ebenfalls gewährt.

Es war zweifelsohne ein großer Fortschritt und erleichterte den Juden ihren Alltag ungemein – bis auf eine Kleinigkeit. Um französischer Bürger zu werden, musste man einen Eid leisten, was auch einen Verzicht auf alle bisher vorhandenen Privilegien beinhaltete. Ein solches Privileg hatten französische Juden tatsächlich: Die Autarkie der Gemeinde. De facto konnte jetzt jeder Jude die individuellen Rechte nutzen, allerdings hätte die Gemeinde ihre Selbstständigkeit verlieren und sich an die Staatsgesetze halten müssen. Die Formulierung dazu lieferte Graf Stanislas de Clermont-Tonnerre, als er im Dezember 1789 auf der Nationalversammlung erklärt hatte: „Den Juden als Individuen – alles, den Juden als Nation – nichts." Dennoch kann selbst das als ein Fortschritt betrachtet werden für eine Gesellschaft, in der Juden immer nur als Paria lebten.

Einer von denen, die für die Juden die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklichten, war Napoleon Bonaparte. Außerordentlich begabt, führte er bereits im Alter von knapp 30 Jahren den Ägyptenfeldzug. Als Träger der Ideale der Französischen Revolution verstand Napoleon durchaus die Lage der bis dahin unterdrückten Juden und schätzte sehr die Tatsache, dass dieses Volk, „…das durch alle Umwälzungen und alles Missgeschick der Jahrhunderte hindurch sich in unsere Zeit hinüberrettete, das auf dem Gebiete des Kultes und seiner geistigen Verfassung im Besitze eines der größten Privilegien ist — des Privilegiums, Gott selbst zum Gesetzgeber zu haben." (So berichtete Napoleons „Minister der Bekenntnisse" – Kultusminister Jean-Étienne-Marie Portalis über das Problem der Regelung jüdischer Verhältnisse, - Anm. d. Übers.)

Napoleon öffnet die Gettos

Napoleons erster Kontakt mit einer jüdischen Gemeinde fand im italienischen Ancona statt; diese Stadt besetzte Napoleon im Februar 1797, während seines Zweiten Italienfeldzuges, diesmal gegen den Kirchenstaat. Französische Truppen marschierten in Ancona ein, angeführt von Napoleon; unter den ihn begrüßenden Stadtbewohnern bemerkte er die auffällig gekleideten Menschen: Sie trugen gelbe Hüte, eine gelbe Armbinde und auf ihrer Kleidung die gelben sechszackigen Sterne. Einer der Offiziere erklärte, dass es Juden seien, die man durch diese Hüte und Armbinden erkennen solle, falls sie nach Sonnenuntergang nicht in ihr Getto zurückgekehrt seien. Napoleon befahl, die Armbinden den Juden abzunehmen und die gelben Hüte durch herkömmliche zu ersetzen. Zudem öffnete er die Tore des Gettos und verkündete, dass Juden fortan dort wohnen dürften, wo es ihnen beliebt.

Während seiner Feldzüge brachte Napoleon den Juden, welche in den von ihm eroberten Gebieten lebten, die Bürgerrechte, gab ihnen unter anderem die Erlaubnis, ihre Viertel zu jeder Zeit zu verlassen; er ließ die Gettomauern niederreißen und zerstörte gleichzeitig die Stereotype des Umgangs der Juden und Nichtjuden miteinander. Im Laufe der Zeit kehrten die früheren Verhältnisse wieder zurück, dennoch war es ein Anfang der Emanzipation.

***

Zu dieser Zeit erlangte Napoleon eine so hohe Popularität, sodass er auf eine größere Karriere in der Politik hoffen konnte, welche er auch anstrebte. Um sich die endgültige Faszination seiner Landsleute und vor allem der Armee zu sichern, brauchte er weitere siegreiche Feldzüge. Es wurde ein Plan ausgearbeitet, demzufolge Ägypten erobert werden sollte (damals zum Osmanisches Reich gehörig), unter anderem, um als Vorposten für weitere Offensiven zu dienen – vom Roten Meer aus in Richtung Indien, was die Position der Briten erheblich schwächen sollte.

Am 19. Mai 1798 stach Napoleons Armee mit über 30.000 Mann in See und erreichte nach sechs Wochen, am 1. Juli, Alexandria. Am nächsten Tag wurde die Stadt erobert. Bald darauf wurde die Kavallerie der Mameluken zerschlagen, und am 24. Juli trafen Napoleons Truppen in Kairo ein.

Da die Osmanische Regierung eine große Offensive gegen die französische Armee plante, unternahm Napoleon (Angriff sei die beste Verteidigung) Anfang 1799 einen Vorstoß nach Syrien, eroberte al-Arisch im Norden des Sinai, am 27. Februar – den Küstenort Gaza (die jüdische Gemeinde floh aus Gaza nach Hevron), bald darauf Ramla. Am 7. März, nach viertägigen Kämpfen, wurde Jaffa erobert und am 18. März Haifa. Als nächstes musste Akko eingenommen werden.

Akko, die kleine Stadt am Meer, wo sich die Handelswege des Nahen Ostens kreuzten, wurde bereits in der Zeit der Kreuzzüge eine Festung. Die gewaltigen Mauern schützten die Stadt; ab 1752 war Akko das Zentrum der Provinz Sidon, die auch Palästina und die Galiläischen Berge miteinschloss.

Ein Jude verteidigte eine Kreuzfahrer-Burg gegen Napoleon

Seit 1775 herrschte in Akko Ahmed al-Dschezzar. Die christlichen Kirchen wurden zwar durch Moscheen ersetzt, aber auch ein neuer Hafen, Wasserleitungen, überdachte Märkte entstanden. Entscheidend war allerdings, dass Dschezzar-Pascha die Stadtmauern befestigen ließ, welche dann der 61-tägigen Belagerung durch Napoleons Armee standhalten konnten. Die Verteidigung Akkos leitete der Finanzminister al-Dschezzars, der in Damaskus geborene Jude Haim Farhi.

Die Belagerung dauerte an, es kam das Pessach-Fest. In dieser Zeit schrieb Napoleon seine berühmte Proklamation „An die Jüdische Nation, ein Manifest (weiter zitiert aus dem Artikel „Napoleon und der Zionismus“ von Dr. Rainer Uhlmann, Israelnetz 4/2018, - Anm. d. Übers.),

„…das in einem am 22. Mai 1799 in Istanbul veröffentlichten Bericht, der im gleichen Jahr in der Pariser Zeitung ‚Le Moniteur Universel‘ erschien, folgende Erwähnung fand: ‚Bonaparte hat eine Proklamation verabschiedet, in der er alle Juden Asiens und Afrikas auffordert, sich um sein Banner zu scharen, um das alte Jerusalem wiederherzustellen.‘

[…] Unter anderem hieß es in dem Schreiben:
‚Israeliten, Nation ohnegleichen, in Tausenden von Jahren waren Eroberungslust und Zwangsherrschaft dazu angetan, des angestammten Landes beraubt zu werden, jedoch nicht des Namens und der nationalen Existenz. Aufmerksame und unbeteiligte Beobachter ... haben gesagt: Die Erlösten des HERRN werden zurückkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein (Jesaja 35,10)... Beeile dich! Jetzt ist der Moment, der in Tausenden von Jahren nicht wiederkehren dürfte, für die Wiederherstellung der schändlicherweise Jahrtausende unter der Weltbevölkerung vorenthaltenen Bürgerrechte, deiner politischen Existenz als einer Nation unter den Nationen, und das unbegrenzte natürliche Recht Jehova anzubeten in Übereinstimmung mit deinem Glauben, öffentlich und mit großer Wahrscheinlichkeit für immer.‘“

***

Es wird bis heute darüber gestritten, was Napoleon veranlasst hat, diese Proklamation zu schreiben. Uns scheint relevant zu sein, ihre wichtigsten Punkte zu analysieren, zumindest deshalb, weil sie das erste Dokument in der Geschichte darstellt, welches die Idee der Wiederherstellung eines Jüdischen Staates beleuchtet.

Die Juden begrüßten die Eroberung durch die Türken

Nachdem Jerusalem 1517 von osmanischen Türken erobert wurde, begann für die Stadt eine Blütezeit und Jerusalem wurde anstelle von Zfat (Safed) zum Zentrum des jüdischen Lebens. Das Osmanische Reich nahm tausende jüdischer Flüchtlinge auf, die 1492 aus Spanien vertrieben wurden, und war zu der Zeit das einzige Land, welches die Zahl seiner jüdischen Bevölkerung bewusst zu erhöhen versuchte. Daher sahen viele Juden in der Eroberung Palästinas durch den türkischen Herrscher Süleyman den Prächtigen ein Zeichen Gottes.

Seine Politik war liberal; das Absorbieren der jüdischen Immigranten war ein Teil dieser Politik. Besonders achtete Süleyman der Prächtige darauf, dass möglichst viele Juden nach Jerusalem kommen, da sie über eine wesentlich höhere Bildung sowie Entwicklung insgesamt verfügten als die Araber. Juden erhielten die Erlaubnis, an der Westmauer (des im Jahr 70. n.d.Z. zerstörten Tempels, - Anm. d. Übers.) zu beten. Es wurden gewaltige Mauern rund um Jerusalem gebaut, da dem Sultan Süleyman die große strategische Bedeutung der Stadt bewusst wurde. Insgesamt brachte die Herrschaft Süleymans und seiner Nachfolger der Stadt Jerusalem einen religiösen Frieden.

Juden aus aller Welt kamen nach Jerusalem, es entstanden Jeschiwot (von Hebr. „Jeschiwa“, die Schule für Talmud-Studien, Anm. d. Übers.). Allerdings änderte sich die Situation zum Ende des 18. Jahrhunderts: Wegen der Überbevölkerung Jerusalems kam es immer wieder zu Epidemien; die Zahl der jüdischen Einwohner sank, wirtschaftlich befand sich die jüdische Gemeinde in einer schwierigen Lage. Daraufhin nahm sich die Istanbuler Gemeinde der Juden in Jerusalem an, was schon bald Früchte trug: Die Stadt entwickelte sich weiter, schnell stieg die Zahl der Einwohner auf über 5.000. In Akko war die Situation ähnlich.

Napoleon verstand, dass die Jerusalemer Juden zu einer mächtigen Gruppe wurden, und wollte sie auf seiner Seite wissen, daher sein Aufruf an sie, sich ihm anzuschließen.

Nach seinem erfolgreichen italienischen Feldzug hielt er sich für unfehlbar und war offensichtlich ganz sicher, dass seinen grandiosen Plänen nichts im Wege stand: Akko einzunehmen und weiter nach Jerusalem zu ziehen. In seinem Brief an die Juden schrieb Napoleon bereits am zweiten Tag der Belagerung, sein Stabsquartier befinde sich in Jerusalem und er selbst werde in zwei Tagen in Damaskus sein. Er sieht sich bereits in der Rolle des Befreiers der Juden. Vor über drei tausend Jahren hatte der ägyptische Pharao den Juden die Rückkehr in ihre historische Heimat verweigert.

Er, Napoleon Bonaparte, eroberte dieses, einst dem Pharao gehörende, Land, und wird jetzt der Pharao sein, welcher die Juden nicht nur sein Imperium verlassen lässt, sondern ihnen zur Gründung eines eigenen Staates verhilft.

***

Wir können nur spekulieren darüber, welche Erwartungen Napoleon hatte, als er seinen Brief an die Oberhäupter der jüdischen Gemeinde in Jerusalem verschickt hat. Wahrscheinlich erhoffte er Hilfe ihrerseits bei den Verhandlungen mit der türkischen Garnison über die widerstandslose Übergabe Jerusalems. Allerdings durften die Jerusalemer Juden skeptisch werden: Trotz seiner Aussage, in Jerusalem zu sein, befand er sich in Wirklichkeit bei Akko, und das Ende der Belagerung war noch nicht abzusehen. Die Antwort des Oberrabbiners von Jerusalem, Aharon ben-Levi, lautete: „Wir werden für Sie beten.“

Eines steht fest: Napoleon war aufrichtig, als er seine Proklamation schrieb. Er wollte in der Tat den Juden helfen nationale Souveränität zu erlangen, dachte jedoch dabei als Pragmatiker auch an den Eigennutz. 17 Jahre später, am 10. November 1816, im Exil auf der Insel St. Helena, gefragt von seinem Leibarzt Barry O‘Meara, weshalb er denn die Juden unterstütze, antwortete Napoleon: „Es war mein steter Wunsch, Juden als gleichberechtigte Untertanen zu sehen, so, wie es all die anderen Völker meines Imperiums sind. Ich wünschte mir, dass man die Juden wie Brüder und Schwestern behandeln würde, so, als würden wir alle dem Judentum angehören. Dies wäre auch für Frankreich von Vorteil, denn die Juden kämen als Immigranten zu uns mitsamt ihres Reichtums. Wäre es nicht zu meiner Niederlage gekommen, würde der Großteil europäischer Juden nach Frankreich umsiedeln, wo sie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erwarten würden.“

Es dauerte noch 150 Jahre, bis der Jüdische Staat erneut errichtet wurde. Kaiser Napoleon selbst musste seinen Krieg im Nahen Osten verlieren; bis zu den hohen Mauern Jerusalems kam er nicht. Wer weiß, womöglich hätte er in der Tat einen jüdischen Staat auferstehen lassen! Doch das Schicksal – oder haSchem – hatte es anders entschieden, und Napoleon wurde zum Opfer des eigenen Zynismus und seiner – wahrhaftig kaiserlichen – Verantwortungslosigkeit.

Napoleon ließ die türkischen Gefangenen erschießen

Es geschah Anfang März, während der Belagerung von Jaffo: Napoleons ließ die Stadtbewohner wissen, sollte die türkische Garnison nicht kapitulieren, werde er die Stadt stürmen, wobei seine Soldaten keine Gefangenen nehmen würden. Das Gleiche erwarte auch die Zivilbevölkerung. Jaffo blieb jedoch standhaft, und am 6. März 1799 stürmte Napoleons Armee die Stadt. Sie ging äußerst brutal gegen die türkischen Soldaten und gegen die Zivilbevölkerung vor; Häuser und Läden wurden geplündert. Etwa 4.000 türkische Soldaten überlebten; sie versteckten sich in einem Unterschlupf und forderten im Gegenzug für ihre Kapitulation die Zusage, sie am Leben zu lassen. Französische Offiziere willigten ein. Bonaparte wurde zornig: „Was soll man mit ihnen machen? Wir können sie nicht durchfüttern, wir haben keine Reserven! Wer soll sie auch konvoiieren?“ Nach drei Tagen gab er den Befehl, alle Gefangenen zu erschießen.

Napoleon ließ seine Soldaten im Stich

Im Hinterland der französischen Armee blieben tausende nicht beerdigte Leichen liegen. Die bald darauf ausgebrochene Hitze führte zu einer Pest-Epidemie, welche schließlich auch die Akko belagernde Truppen Napoleons erreichte. Die Belagerung Akkos wurde nach 61 Tagen erfolglos beendet. Napoleon war gezwungen, aufzugeben; er ließ seine an Pest erkrankten Soldaten in der Wüste sterben und verließ Palästina am 29. Mai 1799. Den ganzen Weg bis zur Küste Ägyptens ging er mit seinen Soldaten zu Fuß, die restliche Armee seinem General Kléber überlassend. Am 23. August schiffte er ein und kehrte in einer geheimen Aktion über das Mittelmeer nach Frankreich zurück.

Was später geschah, ist logisch schwer erklärbar. Napoleon erreichte nicht mal das Rote Meer, geschweige denn Indien; er erlitt eine Niederlage, verlor seine Flotte und danach auch seine Armee. Um von der britischen Flotte nicht erreicht zu werden, kehrte er heimlich nach Frankreich zurück – und wurde dort umjubelt, als wäre er ein triumphaler Eroberer des Orients.

Trotz der Niederlage spielte dieser Feldzug eine gewisse Rolle beim Entfachen des Interesses der europäischen Staaten für Eretz Israel und die Geschichte der Antike. Für uns allerdings ist ein anderer Aspekt von großer Bedeutung: Zum ersten Mal seit der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahre 70 n.d.Z, zum ersten Mal in den 18 Jahrhunderten, wo Juden in der ganzen Welt verstreut waren, wurde Napoleon Bonaparte der erste Herrscher, welcher die Idee vertrat, Palästina als Heimat der Juden zu deklarieren. So war er ein Vordenker des Staates Israel bereits eineinhalb Jahrhunderte vor seiner Entstehung. Es waren noch beinahe 100 Jahre nötig, bis diese Idee die Herzen der Enthusiasten eroberte, welche auf dem Ersten Zionistischen Kongress in Basel zusammenkamen, und etwa 120 Jahre, bis die führenden Politiker der Welt diese Idee akzeptierten (gemeint ist die Balfour-Deklaration vom 2. November 1917, - Anm. d. Übers.).

Übersetzung aus dem Russischen von Irina Korotkina

DIE ÄLTEREN AUSGABEN DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ SIND IN DER REDAKTION ERHÄLTLICH.

Wenn Sie eine oder mehrere Ausgaben brauchen, können Sie die auf der Seite www.juedische-rundschau.de/shop bestellen und bezahlen oder teilen Sie uns bitte auf dem Postweg (J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin) mit, welche genau, an welche Adresse sie geschickt werden sollte und legen Sie bitte als Bezahlung Briefmarken zu je 80 Cent bei:

- **Für eine Ausgabe – 3 Briefmarken;**
- **Für zwei Ausgaben – 4 Briefmarken.**

Für mehr als zwei Ausgaben wenden Sie sich bitte an die Redaktion, um die Rechnung zu erhalten.

Der „Papierene“, das österreichische Fußballidol seiner Zeit, ärgerte die Nazis

Der widerspenstige österreichische Fußballstar Matthias Sindelar blieb auch nach dem Anschluss Österreichs seinen jüdischen Freunden loyal.

Von Mario Thurnes

Es gibt Tore, die sind vergessen, wenn die Fans noch auf dem Heimweg vom Stadion sind. Aber es gibt auch Tore, die gehen in die Geschichte ein. Eines davon hat Matthias Sindelar für Österreich geschossen – oder für die „Ostmark“, wie die Nazis das besetzte Land nannten. Manche halten es für möglich, dass auch Sindelars Tor zu seinem frühen Tod beigetragen hat.

Matthias Sindelar hatte in den 1930er Jahren einen Rang in der internationalen Fußballwelt wie heute Ronaldo oder Lionel Messi. Immer wieder wurde „der Papierene“ zum besten Spieler Österreichs im 20. Jahrhundert gewählt. Seinen Spitznamen verdankt Sindelar seinem schmächtigen Körperbau – aber auch der Leichtigkeit und Verspieltheit seines Stils.

In den 1930ern verfügte Österreich über eine Nationalmannschaft, die als „Wunderteam“ in die Geschichte einging. Zu den Erfolgen zählten der vierte Platz bei der Weltmeisterschaft 1934 in Italien sowie viel beachtete Siege gegen Schottland, Deutschland, Italien, Ungarn oder Frankreich. Bei der WM trat Österreich mit einem stark ersatzgeschwächten Team auf. Auch mit der Austria war Sindelar erfolgreich. Das Team gewann unter anderem zweimal den Mitropa-Cup – den Vorläufer des Europapokals.

Auch für die Weltmeisterschaft 1938 in Frankreich hatte sich Österreich sportlich qualifiziert. Doch dann kam der Nationalsozialismus dazwischen. Im März marschierte die Wehrmacht in Österreich ein, anschließend sprach sich eine fast 100-prozentige Mehrheit für den „Anschluss“ ans Reich aus. Allerdings fand diese Wahl unter den für die Nazis typischen Manipulationen statt.

Zu diesen Manipulationen gehörte auch die Propaganda – und zu dieser der Sport. Allen voran der Fußball. Der war zwar nicht der Leib- und Magensport der Nazis. Zum einen aufgrund der englischen Wurzeln des Spiels. Zum anderen, weil die Nationalelf den Nazis mit dem 0:2 gegen Norwegen und somit dem frühen Ausscheiden während der Olympischen Spielen von Berlin eine heftige Propaganda-Niederlage beschert hat.

Schon 1934 hatten die Nazis ein Fußballspiel eingesetzt, um die Saar-Abstimmung zu beeinflussen. Seinerzeit trafen die Sportfreunde 05 Saarbrücken im entsprechenden Rahmen auf Werder Bremen. Rund um Einmarsch und Anschluss fanden auf

Matthias Sindelar (1903 - 1939) blieb loyal zu seinen jüdischen Freunden.

Anstoß der Nazis mehrere Freundschaftsspiele zwischen Teams aus Österreich und Deutschland statt.

Höhepunkt sollte das „Versöhnungsspiel“ vom 3. April 1938 werden. Um den Anschluss zu demonstrieren, durfte Österreich seinen Platz bei der WM im Sommer nicht mehr antreten. In Wien trafen dann „Altreich“ und „Ostmark“ aufeinander, wie es im Nazi-Jargon hieß. Die Quellenlage hierzu ist schwierig. Vieles beruht auf Hörensagen beziehungsweise auf niedergeschriebenes Hörensagen. Sicher ist: Österreich gewann 2:0.

Sindelar scheidet aus

Sicher ist auch, dass Sindelar sich weigerte, danach für das Großdeutsche Reich anzutreten. Der deutsche „Reichstrainer“ Sepp Herberger berichtete nach dem Krieg in Interviews von der Situation: Sindelar habe vorgegeben, er fühle sich mit 35 Jahren zu alt für einen Neuanfang. Herberger habe ihm das nicht geglaubt. Als er ihn damit konfrontiert habe, dass er von politischen Motiven ausgehe, habe ihm der österreichische Star signalisiert, dass dies stimme.

Der Rest sind Legenden. Legenden allerdings mit einem wahren Kern, der auf häufig übereinstimmenden Erzählungen beruht: Der für den Sport zuständige „Reichssportführer“ Hans von Tschammer und Osten soll ein friedliches Unentschieden als Wunschergebnis für das „Versöhnungsspiel“ vorgegeben haben. Österreich sollte jedenfalls kein Tor schießen.

In der ersten Halbzeit, so berichten Augenzeugen, habe sich Sindelar mehrere Chancen erspielt – und diese demonstrativ vergeben. In der zweiten Halbzeit schoss er dann das 1:0 und bereitete das 2:0 von Karl Sesta vor. Nach diesem Treffer habe Sindelar dann vor der braun dominierten „Ehrentribüne“ einen Freudentanz aufgeführt. Es war das letzte Länderspiel Sindelars – auch wenn es offiziell nicht mehr als solches in die Geschichtsbücher eingegangen ist.

Mit dem deutschen und dem österreichischen Fußball prallten nach dem „Anschluss“ zwei Welten aufeinander: Die Nazis hatten 1933 aus ideologischen Gründen Profitendenzen im Fußball zurückgedrängt und auf einen „reinen“ Amateurstatus gedrängt. In Österreich war der Profifußball bei Spitzenclubs wie der Austria Gang und Gebe – die Verträge wurden von den Nazis aufgehoben.

Wegen des Acht-Stunden-Tages hatten nun auch die Arbeiter Zeit für Fußball

Im deutschen Fußball gab es zwei Strömungen von Fußball-Vereinen. Vor 1918 waren viele Vereine akademisch geprägt. Nur Schüler, Studenten und Freiberufler fanden die nötige Zeit für dieses Hobby. Nach dem Ersten Weltkrieg kam dann der Acht-Stunden-Tag, was auch den Arbeitern ermöglichte, zu kicken. Fortan dominierten sie viele Vereine, allen voran den Erfolgsclub der 1930er Jahre, den FC Schalke 04.

Solche Arbeitervereine förderten die Nazis bewusst. Auch weil sie hofften, so einst sozialdemokratische oder kommunistischen Arbeiter für ihre Ziele gewinnen zu können. In den akademisch geprägten Vereinen gab es indes einen soziologisch überpräsentierten Anteil an Juden. Das lässt sich einerseits durch deren soziologische Überpräsenz in akademischen Berufen erklären. Andererseits hatte der englisch geprägte Sport im Kaiserreich einen schlechten Ruf – was aber für jemanden, der ohnehin gesellschaftlich niedrig geschätzt wird, keine große Barriere ist.

Sindelar blieb loyal

In Deutschland schalteten die Nazis den Sport nur stufenweise gleich. Sie wollten die Organisation der Olympischen Spiele von 1936 nicht gefährden. In Österreich kam die Gleichschaltung abrupt. Die Vereine der rund um Wien lebendigen Maccabi-Bewegung verboten sie vollständig. Und auch „Judenclubs“ wurden aus dem Spielbetrieb genommen. Das waren solche Vereine, die von jüdischen Funktionären geprägt waren.

Darunter fiel auch die Austria. Erst auf Protest aus der Bevölkerung ließen die Nazis den Club wieder zu, unter dem Namen: SC Ostmark Wien. Ihr Präsident musste zurücktreten – der Jude Michl Schwarz. Dessen künftige Ächtung akzeptierte Sindelar nicht. Seinem ehemaligen Präsidenten soll er gesagt haben: „I, Herr Doktor, werd Ihna oba immer griaß‘n.“ Einer dramatischeren Variante nach soll er ihm das nachgerufen haben, als der Präsident seinen ehemaligen Spieler auf der Straße traf und – um ihn zu schützen – den Bürgersteig wechselte.

Die Nazis umwarben Sindelar. Eine Rückkehr des österreichischen Stars wäre ein wichtiges Zeichen gewesen. So ermöglichten sie ihm den Kauf eines „arisierten“ Cafés in Wien. Er soll dem jüdischen Vorbesitzer Leopold Simon Drill zwar eine Summe zukommen haben lassen, die dem regulären Kaufpreis entsprach. Aber auch Letzteres kann eine Legende sein.

Sicher ist, dass Sindelar jemand war, der das Leben genoss. Als Spieler bezog er nicht nur ein großzügiges Gehalt. Er schloss für damalige Verhältnisse auch viele Werbeverträge ab – für Uhren, Anzüge oder Lebensmittel. Seine Freunde berichteten, dass er zu feiern verstand. Und eigentlich eher schüchtern veranlagt, habe er auch nicht die Begleitung junger Frauen abgelehnt.

Am 23. Januar 1939 wurde Sindelar tot in der Wohnung seiner Lebensgefährtin gefunden: Camilla Castagnola, eine katholische Italienerin mit jüdischen Wurzeln. Sie starb später im Krankenhaus, ohne ihr Bewusstsein wiederzuerlangen. Die Ärzte attestierten den beiden eine Rauchgasvergiftung. Sachverständige und die Feuerwehr berichteten von einem schadhaften Abzug des Ofens.

Geschichten, über einen anderen Hergang der Todesnacht, sind in Österreich bis heute beliebt. Ein Motiv den rebellischen Star zu töten, hätten die Nazis gehabt. Zumal es auch Fälle anderer unbequemer Sportler gab, wie den des Radrennfahrers Albert Richter, die tödlich ausgegangen sind und deren offizieller Verlauf angezweifelt wurde. Dass die Akte Sindelar in den Wirren des Krieges verschwand, half nicht, die Verschwörungstheorien zu beenden.

Sicher ist: An dem österreichischen Fußball hatten die Nazis wenig Freude. Reichstrainer Herberger erhielt für die Weltmeisterschaft den Auftrag, ein Team zusammen zu stellen, das aus sechs deutschen und fünf österreichischen Spielern bestand. Seine alte „Breslau Elf“ gehörte ebenso zu den Favoriten des Turniers wie das „Wunderteam“. Zusammen waren sie haushoher Favorit – und schieden in der ersten Runde gegen die Schweiz aus. Es passte einfach nicht zusammen.

TuS REISEBÜRO
IHR SPEZIALIST FÜR ISRAELREISEN
Ihr zuverlässiger Partner für organisierte Reisen
Flüge weltweit | Reiseberaatung und Planung | Visum in GUS-Länder | Reisen auf Kredit
www.TUS-REISEN.com

Das Heilige Land
GRUPPENREISEN NACH ISRAEL
Ganzjährig möglich
AB 878€ pro Person HP/ DZ/ 1Woche
HOTEL, TRANSFERS, AUSFLÜGE

Buchen SIe über unser Reisebüro
Flüge nach Israel mit:
EL AL, ISRAIR, EasyJet, UP AB 99€

HOTELS:
TEL AVIV
Armon Hayarkon 3* 461€ |7T| ÜF
JERUSALEM
Prima Park 3* 392€ |7T| ÜF
NETANYA
Galil 3* 337€ |7T| ÜF

NEU EXCLUSIVE TOURS TuS Reisebüro
Sri-Lanka ab 724€ (10T, HP) (Hotels, Transfers, Ausflüge)
VIETNAM ab 1920€ (15 Tage)
MADEIRA ab 699€ (7 Tage)
GEORGIEN ab 650€ (7 Tage)
ASERBAIDSCHAN ab 850€ (7 Tage)
ST. PETERSBURG ab 450€ (4/5 Tage)

KUR URLAUB (Sanatorium)
Baltyk 3* (Kolberg) ab 258 p.P | 15 Kur. | 6T | VP
Jaunkemeri (Lettland) ab 252 p.P | 20 Kur. | 6T | VP
Belvedere 4* (Karlsbad) ab 255 p.P | 15 Kur. | 6T | HP

Kur am Toten Meer:
Kibbutz Ein Gedi + SPA Paket
DZ | HP p.P. ab 850€ p.P.
Hotel Lot 3* | DZ | HP p.P. ab 650€

Pauschalreisen Weltweit
Spanien ab 370€
Italien ab 470€
Zypern ab 360€
Emirates ab 880€
Kuba ab 970€
Griechenland ab 480€
Türkei ab 385€
Kanaren ab 525€
Thailand ab 760€
Bali ab 990€

Адрес: Kantstr. 97, 10627 Berlin, Тел: 030/217 61 17, 375 911 31 E-Mail: info@tus-reisen.com Web: www.TUS-REISEN.com

Auf Anregung unserer Leser hin möchten wir Ihnen von nun an regelmäßig die historisch interessanten Titelblätter der alten JÜDISCHEN RUNDSCHAU vorstellen, die erstmals 1902 unter diesem Namen erschien.

Jüdische Rundschau.

Abonnementspreis
(Zusendung inbegriffen)
Vierteljährlich:
1. durch die Expedition:
a) in Berlin M. —,90.
b) nach auswärts M. 1,—
c) für das Ausland M. 1,50.
2. im Postabonnement M. 1,25
3. bei Sammelbezug durch die Ortsgruppe M. —,60.
Inserate
die viergespaltene Petitzeile 25 Pf.
Inseratenbeilagen
15 M.

Organ der **Zionistischen Vereinigung** für **Deutschland.**

Adresse für Geldsendungen und Bestellungen:
Verlag Jüdische Rundschau, E. G. m. b. H.
Berlin N 54, Augustsstrasse Nr. 10 a.
Sprechstunden:
v. 4—5 Uhr nachmittags.
Redaktion:
Dr. Heinrich Loewe, Berlin NW. 40, Lehrtersstrasse 14/15.
Unverlangte Manuskripte werden nur bei Beilegung genügenden Rückporto zurückgesandt.

No. 37. Berlin, 16. September 1904. 6. Tischri 5665. IX. Jahrgang.

Inhalt.

Der Zionismus erstrebt für das Jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina.
(Baseler Programm.)

Und am Jom-Kippur allemal, da mieten wir aus Mangel an Tempeln uns ein Betlokal in einem Tingeltangel!
Von Heinrich Sachse.

Eine Herzlhalle in Jerusalem?
Von Heinrich Loewe.

Mitteilung aus dem Zentralbüro der Zionistischen Vereinigung für Deutschland.

Rundschau.

Kleine Chronik.

Nationalfond.
Goldenes Buch.
Oelbaumspende.
Herzlwald.
Ablösung.
Herzlstiftung.

Briefkasten der Redaktion.

Kleine Mitteilungen.

Litteraturbericht.

Gedenket des Nationalfonds!

Zeitweise lebten bis zu 80 % aller Juden in Polen

Interview mit Prof. Dr. Andrzej Przyłębski, dem polnischen Botschafter in Deutschland

JÜDISCHE RUNDSCHAU: Herr Botschafter, das europäische Judentum hatte vor dem Aufstieg der Nationalsozialisten und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges eine lange Tradition in Polen. Kann man von einem Sonderstatus Polens für die Bedeutung der jüdischen Kultur und Tradition in Europa sprechen?

Prof. Dr. AP: Auf jeden Fall. Tausende Juden fanden ihre Zuflucht in Polen, nachdem sie im Mittelalter und später aus verschiedenen Ländern Europas (Deutschland, Frankreich, Österreich und Spanien oder sogar aus Kiew und Moskau) vertrieben worden waren. Sie erhielten Privilegien von polnischen Königen und konnten ihr jüdisches Leben sowohl in eigenen Dörfern und Städtchen (den berühmten „Schtetl"), sowie in der Nähe der polnischen Gastgeber, in Warschau, Krakau, Wilna oder Lemberg entwickeln. Es waren über 800 Jahre des friedlichen Zusammenlebens der Polen und Juden auf polnischem Gebiet.

Es sei daran erinnert, dass Mitte des 16. Jahrhunderts etwa 80 % der Juden der Welt in Polen lebten. Die rasante Entwicklung der jüdischen Kultur und Kunst auf den polnischen Gebieten führte dazu, dass Polen zu dieser Zeit zum Zentrum der jüdischen Welt wurde.

Eine ausgezeichnete Illustration dieser Geschichte ist das Museum Polin (Museum der Geschichte der polnischen Juden) in Warschau. „Polin" bedeutet auf Hebräisch sowohl „Hier ruhe aus, hier lasse dich nieder!" als auch „Polen", also „ein Land, in dem man leben will." Ich empfehle jeder deutschen Bürgerin und jedem deutschen

Der polnische Botschafter Prof. Dr. Andrzej Przyłębski (Mitte) mit Urs Unkauf (links) und dem Herausgeber der JÜDISCHEN RUNDSCHAU, Dr. Rafael Korenzecher

Bürger, allen voran den Berlinern, eine Fahrt nach Warschau, um sich dieses Museum anzuschauen. Es sind knapp 570 Kilometer, also 5 Stunden mit dem Auto. Es lohnt sich wirklich!

JR: Wie steht es um das jüdische Leben im heutigen Polen? Welchen Beitrag leistet der Staat zur Förderung jüdischer Gemeinden?

Prof. Dr. AP: Meines Wissens nach gibt es zur Zeit in Polen nur wenige jüdischen Gemeinden. Nicht nur der Holocaust, sondern auch der Kommunismus trug dazu bei, dass viele Juden, die den Krieg überlebt haben, in den 1950er und 60er Jahren Polen gen Israel und gen USA verlassen haben. Es gibt aber immer mehr Menschen in Israel, die die Rückgabe des polnischen Passes beantragen, mit dem Ziel sich in Polen anzusiedeln. Und es gibt ein immer größeres Interesse der Polen an jüdischer Kultur, an der verlorenen Nachbarschaft. In Krakau findet z.B. jedes Jahr eines der größten jüdischen Kultur-Festivals der Welt statt: Sieben Tage lang Musik, Literatur, Tanz, Theater, Bilderausstellungen, Kurse! Kleinere Festivals kenne ich aus Warschau und Posen. Auch der polnische Staat trägt dazu bei. Nicht nur durch die Errichtung von Polin. Seit Jahren finanziert er z.B. auch das Żydowski Instytut Historyczny (Jüdisches Historisches Institut), eine wissenschaftliche Einrichtung zur Erforschung des jüdischen Lebens in Polen.

JR: In Polen spielt der römisch-katholische Glauben eine traditionell bedeutende Rolle. Wie sieht die christlich-jüdische Zusammenarbeit in Polen aus?

Prof. Dr. AP: Ziemlich gut. Religiöse Juden werden in Polen als „die älteren Brüder im Glauben" betrachtet – also mit großem Respekt. Viele katholische Priester engagieren sich im interreligiösen Dialog. Tausende Polen besuchen Israel, nicht nur auf der Suche nach den Spuren von Jesus Christus. Fast ebenso viele Juden kommen nach Leżajsk, Nowy Sacz und zu anderen Pilgerorten orthodoxer Juden.

JR: In Ihrem Grußwort zum Konzert anlässlich des 100. Jahrestages der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens im Beisein beider Staatspräsidenten am 23. Oktober 2018 haben Sie explizit den jüdischen Beitrag in der Geschichte Polens hervorgehoben. Wie wird der historische Beitrag polnischer Bürger jüdischen Glaubens im modernen Polen bewertet?

Prof. Dr. AP: Sehr hoch. Vor allem, was das 20. Jahrhundert und den Bereich der Kultur und Wissenschaft angeht. Die assimilierten Juden haben einen wunderbaren, von allen Polen hochgeschätzten Beitrag zur polnischen Kultur geleistet. Es reicht aus solche Namen wie Julian Tuwim, Marian Hemar, Boleslaw Lesmian (Literatur), Simon/Szymon Laks, Mieczyslaw Weinberg, Andre Tansman (klassische Musik), Henryk Wars, Jerzy Petersburski (Popmusik), Ludwik Zamenhof (Erfinder des Esperanto) oder Ludwig Fleck (Wissenschaftsphilosoph) zu nennen. Hinzu kommen bekannte Schauspieler (Henryk Wlast, Nora Ney), Sänger (Adam Aston, Vera Gran) oder der Filmregisseur Roman Polanski. Und das sind nur wenige Beispiele. Man muss aber dazu sagen, dass sie alle zu den assimilierten Juden gehörten. Die Nichtassimilierten, die Juden vom Schtetl, waren in der Hochkultur Polens weniger präsent.

JR: Polen hat sich von Beginn an gegen die ungeregelte Zuwanderung nach Europa ausgesprochen und wurde dafür in Deutschland teils heftig kritisiert. Vor welchen aktuellen Herausforderungen steht die Europäische Gemeinschaft aus Sicht Polens?

Prof. Dr. AP: Die größte Herausforderung ist die Reform der EU nach der Lehre, die uns der Brexit erteilte. Die Briten zeigten, dass sie sich der ideologisch gesteuerten, links-liberalen Entwicklung der EU nicht unterordnen wollen. Die Staaten und Nationen sind und bleiben die Säulen der Union, die in absehbarer Zukunft nicht einfach in einen Bundesstaat umgewandelt werden kann. So eine Umgestaltung müsste in der Vorrangstellung einiger Nationen über die anderen enden, was schlussendlich in den Zerfall der Union münden würde. Was die Zuwanderung angeht: Europa muss sie wegen der niedrigen Geburtenraten zulassen, es muss aber eine kontrollierte Immigration sein. So eine Politik führt Polen seit vier Jahren.

JR: Anlässlich des 100. Jahrestages der Unabhängigkeit Polens besuchte der polnische Präsident Andrzej Duda auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Was sind derzeit die zentralen Projekte in der Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschland? Spielen jüdische Aspekte eine Rolle dabei?

Prof. Dr. AP: Es sind vor allem Projekte wirtschaftlicher Natur, z.B. die Beteiligung Polens an dem deutsch-französischen Projekt der Herstellung von Auto-Batterien. Der Übergang zur Elektromobilität macht es notwendig, dass Europa eigene Batterien produziert – und Polen ist dabei! Im Allgemeinen spielt die wirtschaftliche Zusammenarbeit der beiden Länder eine immens wichtige Rolle für das Wachstum der deutschen Exporte in die Welt und für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in Polen.

Esperanto-Erfinder Ludwik Zamenhof

WIKIPEDIA

Filmregisseur Roman Polanski

Damit geht das Wohlstandwachstum der Bürger beider Länder einher.

JR: Zwischen Polen und Israel gab es in jüngster Zeit Verstimmungen aufgrund unterschiedlicher Bewertungen hinsichtlich der Beteiligung polnischer Bürger an der Judenvernichtung während der Zeit der deutschen Besatzung. Wie ist die Position der polnischen Regierung in dieser Frage? Was genau sind die Differenzen mit der israelischen Seite und wie lassen sich diese überwinden?

Prof. Dr. AP: Diese Differenzen wurden manifest als wichtige israelische Politiker vor kurzem Polen der angeblichen Beteiligung am Holocaust beschuldigt haben. Wir Polen halten uns diesbezüglich an wissenschaftlichen Forschungen statt an isolierte, subjektive Erinnerungen. In meinem Land wird nicht in Frage gestellt, dass es viele Polen gab, die sich an der Tragödie der Juden während des Zweiten Weltkrieges bereichern wollten. In unseren Augen waren dies Kriminelle – denn Polen als Staat befand sich zu dieser Zeit vollständig unter deutscher Besatzung. Es herrschte deutsche Gesetzgebung, und deutsche Zustimmung für alle Arten von Verbrechen an den Juden. Es gab aber auch die polnische Exilregierung in London, die das Verbrechen an Juden aufs Schärfste verurteilte. Auch mit der Todesstrafe für diejenigen, die Juden verraten haben. Diese Strafen wurde mehrfach ausgeführt, und zwar durch die speziellen Soldateneinheiten, die während des Kriegs von der aus London kommandierten Untergrundarmee (Armia Krajowa) kontrolliert wurden. Deshalb sind wir jetzt geschockt, wenn wir aus Israel hören, dass Polen, d.h. eine Nation, die in Yad Vashem über 6.000 Bäume hat, beschuldigt wird, den Deutschen beim Holocaust geholfen zu haben. Nur in Polen gab es laut deutschem Gesetz die Todesstrafe für jede Hilfe gegenüber jüdischen Mitbürgern, auch fürs Reichen eines Brotstückes. Fragen Sie sich selbst, warum dies nur in Polen eingeführt wurde, wenn wir angeblich so antisemitisch waren. Laut neuesten Forschungen beteiligten sich während des Krieges trotzdem 300.000 Menschen an der Rettung von Juden.

JR: Es gab aber auch das Pogrom von Kielce 1946 – also nach der deutschen Besatzungszeit.

Prof. Dr. AP: Ohne Frage ist das Pogrom von Kielce ein Schandfleck in der polnischen Nachkriegsgeschichte. Es gibt aber eine Vermutung, dass er vom kommunistischen Sicherheitsdienst initiiert wurde. Heute wissen wir, dass während des Pogroms mindestens 40 Juden starben sowie 2 Polen, die zu ihrer Verteidigung standen; etwa 40 Menschen wurden verletzt.

Meines Erachtens war das Kielce-Pogrom nicht eine Kompromittierung der örtlichen Behörden, wie es manche sagen mögen, sondern eine Schande, für den der kommunistische Sicherheitsapparat und die kommunistische Regierung eine Verantwortung trägt. Stellen Sie sich vor, dass man auch in Krakau und an einigen anderen Orten versucht hat, ähnliche Aktionen zu initiieren – zum Glück sind diese Versuche gescheitert.

JR: Auch ein Blick in die Gegenwart der polnisch-israelischen Beziehungen lohnt sich. Was möchten Sie unseren Lesern hierzu sagen? Gibt es trilaterale polnisch-israelisch-deutsche Projekte?

Prof. Dr. AP: Ich kenne solche Projekte leider nicht. Die deutsch-israelische Beziehungen sind im Lichte der deutschen Verantwortung für den Holocaust einmalig. Nichtsdestotrotz war es Polen, das in der EU oder UNO Israel am stärksten unterstützt. Mit Bedauern muss ich feststellen, dass nach den Polen-feindlichen Aussagen des Premiers Netanjahu und seines Außenministers Katz (und dies sind nur Beispiele) die Sympathie der Polen für Israel drastisch sinkt, was nicht heißt, dass der Antisemitismus wächst. Wir empfinden solches Verhalten der israelischen Politiker als ein Zeichen der unverständlichen Undankbarkeit. In Israel dreht man nicht nur unsere Rolle im Zweiten Weltkrieg um, sondern in Vergessenheit gerät außerdem der Beitrag der polnischen Soldaten der Armee von General Anders für die Entstehung des Staats Israel oder der in Polen ausgebildeten Offiziere in den Kriegen gegen die Arabern. Es ist merkwürdig.

JR: Welche Veränderungen in der europäischen Politik sehen Sie als notwendig an, damit Europa auch in Zukunft ein sicherer Lebensraum für Menschen jüdischen Glaubens sein kann?

Prof. Dr. AP: Ich sehe hier auf ersten Blick zwei Sachen. Die Massenmigration aus den moslemischen Ländern muss gestoppt werden. Europa soll Abendland bleiben, es sollte weiterhin als Zivilisationsmuster dienen. Zweitens muss Israel als Staat sich den „Palästinensern" gegenüber fair verhalten, damit die Kritik an Israel in der europäischen Öffentlichkeit und in verschiedenen Institutionen gegenstandlos würde.

JR: Was ist aus Ihrer Sicht an dem israelischen Verhalten gegenüber den „Palästinensern" unfair?

Prof. Dr. AP: Nein, ich meine hier etwas anderes. Ich habe nicht an die Vergangenheit gedacht. Fairness in der Politik sollte sich auf die Zukunft beziehen, wofür wir uns auch seit einigen Jahren in den deutsch-polnischen Beziehungen und in den internationalen Beziehungen einsetzen.

JR: Herr Botschafter, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Das Gespräch führte Urs Unkauf.

Tel Aviv, Tachana Merkazit – Ort des Transits und der Magie

Vom Niedergang und der Renaissance des zweitgrößten Busbahnhofes der Welt, der heute u.a. Standort einer bedeutenden jiddischen Bibliothek ist.

TIMOTHY A. CLARY, AFP

Der Busbahnhof ist ein Labyrinth.

Von Lisa Vavra (Mena Watch)

„Es ist ein Ort, der zur Heimat für Hunderte von Menschen wurde, die hier arbeiten und leben. Kein gewöhnlicher Ort, aber Zuflucht für viele, die anderswo keinen Platz finden", so Elad Horn, ein Architekt, der heute Führungen in der zentralen Busstation Tel Avivs anbietet.

Busstationen sind Orte an denen Menschen aufeinanderstoßen, kurze Begegnungen haben, die kaum wesentlich sind. Es sind Orte des Wiedersehens und des Verabschiedens. Es sind Nicht-Orte, um es mit den Worten des französischen Philosophen Marc Augé zu sagen. Die zentrale Busstation in Tel Aviv ist die zweitgrößte weltweit. Jeder, der über Land in Israel unterwegs ist, wird sie betreten müssen. Soldaten, Studierende, junge Familien, Touristen und Geschäftsreisende, Flüchtlinge, Obdachlose, Kinder – alle sind hier sie unterwegs und begegnen einander, bewusst oder unbewusst. Das Gebäude wurde von dem Architekten Ram Karmi 1967 designt, der sich an den brutalistischen Werken Le Corbusiers orientierte. Fertiggestellt wurde der Busbahnhof jedoch erst 1993. Zu dieser Zeit hatte sich das Zentrum Tel Avivs jedoch bereits in den Norden der Stadt verlagert.

Von vielen Israelis wird das mehrstöckige Betongebäude heute als „das Ungetüm" bezeichnet und die Gegend, in der es liegt, als ein Gegensatz zu dem sonst hippen und modernen Tel Aviv betrachtet. Bereits auf dem Weg in das Stadtviertel Neve Sha'anan beginnt die Veränderung. Hat man den Lewinski-Park durchquert, ändert sich das Stadtbild vollkommen. Afrikanische Flüchtlinge, Prostituierte und Obdachlose prägen die Straßen und Parks im Süden Tel Avivs. An den Straßenrändern sitzen Sudanesen und kauen Khat, eine aus dem Jemen stammende Droge. All die, die in den zentraleren Bezirken oder im Alten Norden nicht präsent sind, leben hier.

Als sich sexuelle Übergriffe und Gewalt mehrten, begannen viele Israelis den Bahnhof zu meiden und reisten stattdessen von der kleineren Arlozorov-Station im Norden Tel Avivs ab. Man kann kaum mehr glauben, dass sich einst in den unteren Stockwerken des Gebäudes schicke Boutiquen, Essensstände, eine moderne Wartehalle und auch ein Theater befanden. Doch die Läden gingen nacheinander Pleite und mussten schließen. Der Bahnhof wurde zu einer kargen und ausgestorbenen Mall. Bis er dann 2013 zu einem Treffpunkt des Kollektivs „Onya" wurde. Dieses setzt sich aus 17 Mitgliedern und Freiwilligen zusammen, die sich für Umweltschutz und urbane Gärten einsetzen. So trafen sich hier schließlich Architekten, Künstler, Hobbygärtner und Pädagogen. Sie begannen Blumen zu pflanzen, die mit dem Wasser der Klimaanlagen bewässert werden, Bänke wurden gebaut, um das Warten angenehmer zu machen und in eine Ecke der siebenten Etage wurde eine Bibliothek eingerichtet.

Heute sind viele der leer stehenden Geschäftslokale zu Künstlerateliers umfunktioniert worden. In einer der oberen Etagen befindet sich eine Galerie, die Streetart-Künstlern eine Ausstellungsfläche bietet. Die Theatergruppe „Mystorin" tritt regelmäßig auf und probt hier. Außerdem finden wöchentlich Konzerte statt. Es treffen sich Akrobaten und Breakdancer und jeden Tag um etwa 19 Uhr auch eine Gruppe philippinischer Kinder, die gemeinsam Tänze einstudiert.

Die junge Tel Aviver Künstlerszene schaffte es somit, aus dem 230.000 Quadratmeter großen Koloss beinahe ohne Fenster und ohne natürliches Licht einen magischen und farbenprächtigen Ort zu machen, an dem sich auch die Tel Aviver zusehends wieder gerne treffen.

Zum „Weißen Rössl“ in Schanghai

Das Gastronomen-Ehepaar Mosberg gehörte zu den sogenannten Schanghai-Juden. Das Jüdische Flüchtlingsmuseum in der chinesischen Megapolis legt beredtes Zeugnis von der Verfolgung und Flucht europäischer Juden in die Freihafen-Stadt Schanghai ab.

Von Felix Lehmann

Das Weiße Rössl feiert in diesem Jahr sein 99-jähriges Bestehen. Seine Gründer, das Ehepaar Mosberg, flüchteten Ende der 30er Jahre aus Wien nach Schanghai. Vieles dort erinnert noch heute an die Zeit, in der Juden aus Europa in der chinesischen Metropole einen sicheren Hafen fanden. Die Tilanqiao-Straße im Bezirk Hongkou war einst die Herzkammer der jüdischen Emigration. Wegen seinen zahlreichen Restaurants, Cafés und Bäckereien erhielt die Gegend bald den Namen „Klein-Wien“. Heute steht hier das 2012 eröffnete Jüdische Flüchtlingsmuseum.

Jüdische Emigration nach Shanghai reicht zurück in das vorletzte Jahrhundert. Die Schanghaier Juden, wie sie genannt wurden, waren überwiegend Sephardim aus dem Nahen Osten. Im Gegensatz zu den jüdischen Auswanderern Osteuropas zog es sie nicht gen Westen nach Amerika, sondern ostwärts, nach Asien. Einer von ihnen war der Händler Elias David Sassoon, der anno 1845 mit der Gründung der David-Sassoon-Handelsgesellschaft die moderne Geschichte jüdischer Emigranten in Shanghai begründete. Möglich machte dies vor allem die britische Expansion nach China und die erzwungene Öffnung chinesischer Häfen infolge der Opiumkriege.

Der Jude und sein Freund von der Waffen-SS

Das „Weiße Rössl“ hatte indes keinen leichten Start. Ein Taifun zerstörte die Einrichtung und der Jude Rudolf Mosberg stand vor dem Nichts. Er hatte Glück im Unglück: Ende 1939 schickte sein nichtjüdischer Freund und Geschäftspartner Alfred Racek 6.000 US-Dollar für einen Neuanfang. Racek und Mosberg hatten in Wien mehrere Fabriken betrieben, in denen Feuerzeuge und andere Metallprodukte hergestellt wurden, später überwiegend Waffen für die Wehrmacht. Die beiden Freunde konnten unterschiedlicher nicht sein: Racek hatte sich zwischenzeitlich der Waffen-SS angeschlossen.

Die antisemitischen Pogrome der Nationalsozialisten erzwangen eine weitere Welle jüdischer Emigration. Bis zum Sommer 1937 kamen etwa 1.000 bis 1.500 jüdische Flüchtlinge nach Schanghai. Die Stadt war ein begehrtes Ziel, weil Schanghai damals der einzige Ort war, an dem Pässe nicht kontrolliert wurden. Doch die Schanghaier Behörden sahen den Zustrom der Emigranten mit Argwohn. Für viele konnte nicht mehr genügend Wohnraum geboten werden. Da allgemeiner Lebensmittelmangel herrschte, litten viele an Unterernährung, und auch die Notaufnahmelager boten nicht viel mehr als eine karge Suppe und eine Scheibe Brot. Ab August 1937 wurde Juden die Einreise erschwert. Nach dem Anschluss Österreichs durch die Nationalsozialisten im März 1938 wurde vor allem für die dort lebenden Juden die Situation immer schwieriger. Von den in die Höhe schnellenden Zahlen jüdischer Auswanderer beunruhigt, weigerten sich nach der Konferenz von Evian zahlreiche Westmächte, Ausreisevisa an Juden auszugeben. Doch nach damaligem Recht waren Ausreisevisa die Voraussetzung für jüdische Flüchtlinge, europäische Länder wie Österreich verlassen zu können.

Felix Lehmann

Im Innenhof des Museums erinnert eine Büste an den jüdischen Militärarzt Jakob Rosenfeld.

Chinas „Oskar Schindler“ rettete Tausenden Juden das Leben

Umso überraschter war der 17-jährige Eric Goldstaub, als er am 20. Juli 1938 im chinesischen Generalkonsulat in Wien einen Einreiseantrag stellte und auf einmal 20 Visa für seine gesamte Familie erhielt. „Kein Konsulat in Wien war bereit, uns ein Ausreisevisum auszustellen, bis ich schließlich durch viel Glück und Beharrlichkeit in die chinesische Vertretung ging. Dort erhielt ich – Wunder über Wunder – nicht nur ein Visum für mich, sondern für alle meine Familienangehörigen. So konnten wir Anfang Dezember 1938 auf der Bianco Mano von Genua in Richtung Schanghai in See stechen, eine Reise von etwa 30 Tagen“, erinnerte er sich.

Der chinesische Generalkonsul in der österreichischen Hauptstadt, He Fengshan, war sich der schwierigen Situation der Juden bewusst. Entgegen der ausdrücklichen Anweisung seines Vorgesetzten Chen Jie, dem chinesischen Botschafter in Berlin, dem He unterstand, stellte er ohne eingehende Prüfung zahlreiche Visa für Juden aus. Den Nationalsozialisten entgingen Hes Bemühungen nicht, und so beschlagnahmten sie Anfang 1939 das Gebäude, in dem das Konsulat untergebracht war unter dem Vorwand, es befinde sich in jüdischem Besitz. Doch He ließ sich nicht von seinem humanitären Engagement abbringen. Da Mittel aus China zur Anmietung eines neuen Gebäudes ausblieben, kam er privat für ein kleines Haus auf und stellte dort weiterhin Einreisebewilligungen für jüdische Auswanderer aus. Wie viele Visa He letztendlich vergab, ist nicht dokumentiert. Anhand der fortlaufend erteilten Visanummern gehen Schätzungen von 2.000 bis 4.000 Genehmigungen aus.

He machte nie viel Aufhebens um seine Rettungsaktion. Erst als seine Tochter He Manli sich in einem Nachruf auf seine Taten besann, berichtete der „Boston Globe“ und ermittelte das Schicksal vieler der so geretteten Juden, von denen die meisten ihre Visa immer noch aufbewahrt hatten. Seit Januar 2001 wird He von der Schoah-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem als Gerechter unter den Völkern geehrt.

Eng verwoben mit der Biographie von He Fengshan ist das Schicksal von Dr. Jakob Rosenfeld. Nach dem Anschluss Österreichs geriet der jüdische Arzt aus Wien schnell in Konflikt mit der nationalsozialistischen Besatzungsmacht. Wegen öffentlicher Kritik an Hitler wurde er zunächst ins Konzentrationslager Dachau, später ins KZ Buchenwald deportiert. 1939 kam er aus Mangel an Beweisen frei mit der Auflage, das Land binnen zwei Wochen zu verlassen. So bestieg er im August 1939 mit seinem Bruder und einem weiteren ehemaligen Mithäftling ein Schiff gen Schanghai – ermöglicht durch ein lebenslang gültiges Visum des chinesischen Generalkonsulats in Wien, ausgestellt von He Fengshan.

Aus Wien zu Mao

In Schanghai angekommen eröffnete Rosenfeld in der französischen Konzession eine Klinik für Urologie und Gynäkologie. Doch die Tätigkeit als niedergelassener Arzt erfüllte ihn nicht lange. Seine Sympathien für den Kommunismus brachten ihn dazu, sich 1941 der Volksbefreiungsarmee im Kampf gegen die japanische Besatzung anzuschließen. Der Anstoß dazu kam von seinem Freund, dem Journalisten Hans Shippe. Shippe war bereits 1925 nach China gekommen und diente Sun Yat-sen, dem in China als „Vater des chinesischen Nationalismus“ gefeierten geistigen Gründungsvater der Nation, als Dolmetscher. 1938 traf er mit dem späteren Staatsgründer Mao Tsetung und Tsu Enlai zusammen, der später erster Regierungschef und Diktator der Volksrepublik werden sollte. Drei Jahre später fiel Shippe in einem Gefecht in den Yimeng-Bergen. Für Jacob war Hans ein Quell der Inspiration und Ermutigung. Von ihm erfuhr er von der miserablen medizinischen Versorgung der chinesischen Armeen und der schwierigen Lage der Zivilbevölkerung.

Doktor mit der großen Nase

Im Oktober 1940 traf Rosenfeld in Schanghai mit Shen Qizhen, dem medizinischen Direktor der neugegründeten Vierten Armee zusammen. Gemeinsam gingen sie ins Hauptquartier in Yancheng, einem neu gegründeten Stützpunkt in der Provinz Jiangsu an der chinesischen Ostküste. Als neuernannter medizinischer Berater eröffnete er eine Klinik, die nicht nur den Soldaten, sondern auch der zivilen Bevölkerung offenstand. Bei den Einheimischen als auch den Soldaten erwarb er sich großen Respekt und so er erhielt er den Spitznamen „Doktor mit der großen Nase“. Er leistete unermüdlichen Einsatz und operierte Tag und Nacht. Es ist überliefert, dass er, wann immer er vor Erschöpfung zusammenzubrechen drohte, sich einen kalten Lappen ins Gesicht hielt, nur um weiterarbeiten zu können. Sogar die Mahlzeiten soll er ausgelassen haben, um mehr Zeit für seine Patienten zu haben. Nach dem Ende der Bürgerkriegswirren und der Gründung der Volksrepublik im Oktober 1949 kehrte er nach Österreich zurück und vereinigte sich dort wieder mit seiner Familie und seiner Partnerin. Doch seine Mutter überlebte die Konzentrationslager nicht. 1951 emigrierte Rosenfeld nach Israel.

Wie so oft im modernen China ist auch das Gebäude, in dem sich das „Weiße Rössl“ einst befand, der Abrissbirne zum Opfer gefallen. Im August 2015 wurde es neben dem Museum wiedererrichtet und Teile der Einrichtung von damals fanden im Neubau Verwendung.

Zeitreise zu den Juden der alten Seidenstraße

Von den Juden Usbekistans, den sogenannten Buchara-Juden, leben nur noch etwa ein Prozent in ihrer Heimat.

Von Daniel Tschudy

Wer die Hollywood-Produktion „Das Beste kommt zum Schluss“ mit Morgan Freeman und Jack Nicholson gesehen hat, der weiß was eine „Bucket-Liste“ ist und hat vielleicht schon eine eigene aufgestellt.

So erging es mir 2007, nachdem ich den besagten Film sah und wie der von Freeman dargestellte Carter Chambers meine Bucket-Liste aufstelle. Meine persönliche Wunschliste bezog sich primär auf außergewöhnliche touristische Ziele rund um den Erdball. Länder, Regionen oder Ortschaften, die ich in meinem Leben noch sehen wollte, oder musste. Die Seidenstraße gehörte natürlich dazu, einerseits als vage „Destination“ mit Bezug auf Marco Polo und andere, die dort schon durchgekommen sind. Andererseits mit Samarkand, einem Namen, der schon beim Aussprechen Sehnsucht und Reiselust auslöst.

Die Anreise nach Usbekistan – zuerst einmal in die Hauptstadt Taschkent – verlangt Zeit und Geduld. Die besten Flugverbindungen laufen über Istanbul und Moskau. Vor Ort stimmt dann die touristische Infrastruktur einigermaßen; mit mehreren Sterne-Hotels, aber auch mit ein paar Reisebüros und englisch-sprechenden Touristenführern. Taschkent bietet jetzt nicht gerade viel und dient den „Bucket-Reisenden“ eher als Transit. Unser wahres Ziel ist Samarkand, und dies wollen wir auf dem schnellsten Weg erreichen. Da kommen die Spanier gerade recht. Denn die Betreiber des Hochgeschwindigkeitszugs „Talgo“ gewannen vor ein paar Jahren den Auftrag, die Strecke von Taschkent nach Samarkand zu betreiben. Und so rast der Talgo zweimal täglich hin und her und braucht für die über 300 Kilometer nur knappe zwei Stunden.

In Samarkand begrüßte mich dann mein Führer Abror Bakaev Axmandovich; was für ein Name! Er spricht ganz gut Englisch, zeigte mir seine Stadt und vor allem den Registan-Platz. Er weiß, was die Touristen sehen wollen und bedient entsprechend. Standard irgendwo, außer eben, dass der Registan-Platz doch ziemlich fantastisch ist und seiner Aufgabe, meiner Bucket-Liste zu entsprechen, vollumfänglich nachkommt. Und sonst? Samarkand? Nach ein paar weiteren Moscheen war’s dann irgendwie vorbei. Viel mehr kann die Stadt nicht bieten. Um die verbleibende Zeit zu nutzen, stellte ich Abror zur Rede, und dass ich bei der Vorbereitung von einem jüdischen Bezirk gelesen hätte. Und hier beginnt diese Geschichte; eine Zeitreise.

Machallah Wostok

Rund 600 Jahre v.d.Z zog eine Gruppe aus Babylonischer Gefangenschaft freigelassener sogenannter Bucharajuden über die Seidenstraße in Richtung der damaligen Wirtschaftszentren Buchara und Samarkand. Ihren Namen erhielten sie durch die Emire von Buchara, deren Reich um 1600 entstand und bis zur russischen Annexion bestehen blieb. Die Bucharajuden gelten als eine der ältesten ethnischen Gruppen in Mittelasien. Mehr als 2.000 Jahre waren sie vom Rest der jüdischen Welt abgeschnitten und dafür den Einflüssen von Persern, Arabern oder Türken ausgesetzt. Sie erlebten die Herrschaft von Alexander dem Großen, Dschingis Khan oder Timur, und wurden zeitweise verfolgt. Sie entwickelten eine eigene durch das islamische Umfeld geprägte Kultur und rund um das Viertel Machallah Wostok entstand eine blühende jüdische Gemeinschaft. Auch wenn sie Tadschikisch sprach, im täglichen Leben nutzen sie Buchari, einen Dialekt des Persischen, der den Juden die Kommunikation mit ihren Nachbarn ermöglichte, gleichzeitig aber die hebräischen Wurzeln nicht versteckte.

Jüdische Kinder mit ihrem Lehrer in Samarkand (Foto von Sergey Prokudin-Gorski zwischen 1909 und 1915)

> „Mehr als 2.000 Jahre waren die Buchara-Juden vom Rest der jüdischen Welt abgeschnitten und dafür den Einflüssen von Persern, Arabern oder Türken ausgesetzt.“

Nur noch 1 % ist übrig

Anfang des letzten Jahrhunderts leben noch fast 25.000 Bucharajuden in Samarkand; heute sind es keine 250 mehr. Die Gemeinschaft lebt größtenteils in Israel, in den USA und etwa zweitausend in Wien. Abror erzählt mir von den „unruhigen Zeiten“ nach der Unabhängigkeit, und dass die „Politik“ die Juden „aufforderte“ wegzuziehen. Sie sollten ihre Zelte in Machallah Wostok abbrechen, die Häuser verkaufen und doch gefälligst woanders hinziehen. Abror fuhr mich dann in den ehemaligen jüdischen Stadtteil und zeigte mir die ehemaligen Wohnhäuser der Gemeinschaft; viele durch typische Dekorationen erkennbar. Teilweise stehen die Häuser leer oder verfallen, in anderen leben usbekische Familien. Und dann die Überraschung: Unscheinbar, versteckt und leise erscheint die Gumbaz-Synagoge, welche die jüdische Gemeinde 1891 erbauen ließ.

Der radfahrende Rabbi

Abror erklärt mir, dass die Synagoge von der kleinen jüdischen Gemeinde nach wie vor zu jedem Schabbat genutzt wird, und ich sie besuchen dürfe. Das herrliche alte Holztor war geschlossen, aber eine mit Bleistift an die Hauswand gekritzelte Mobilnummer lud dazu ein, einen Verantwortlichen um Eintritt zu bitten. Und dieses Bild werde ich nicht vergessen. Ein paar Minuten später fuhr Rabbi Abraham Kalantarov hoch zu Stahlross vor und schloss die Tore seiner Synagoge auf. Hier stand ein hagerer Mann, mit schwarzer Hose und einer Art Hawaii-Hemd; keine Hollywood-Produktion hätte das schöner zeichnen können. Für Rabbi Kalantarov bedeutete mein Besuch wohl wenig und er wird sich heute kaum noch an mich erinnern; aber für mich wurde dieses Treffen eine Art Samarkand-Höhepunkt 2.0.

Die Synagoge mit ihrem kleinen Innenhof präsentiert sich wie eine Zeitreise. Herrlich unberührt, die alten Teppiche und Bilder aus dem frühen letzten Jahrhundert, ein stilles und authentisches Gebetshaus. Da standen wir nun, der Rabbi, mein muslimischer Führer und ich als alter Katholik, und genossen gemeinsam die Ruhe. Ich konnte mir nicht verkneifen daran zu denken, dass es wohl schöne Witze darüber gibt, wenn sich ein Jude, ein Muslim und ein Christ treffen. Es war ein ziemlich friedlicher Moment.

Viel Wehmut

Kalantarov zeigte mir dann seine alte und ziemlich verstaubte „Bibliothek“ und auf meine Überlegungen, dass diese wohl unschätzbar wertvoll sei, sagte er nur, dass die Bücher in Gumbaz bleiben müssen – diese Synagoge sei die Heimat der wenigen verbliebenen Juden. Glücklich wirkte er nicht gerade. Zwar komme immer wieder mal Besuch aus Israel oder Russland, aber entscheidend ist, dass die heimische jüdische Gesellschaft immer älter wird und es bald niemanden mehr gibt, der den Schabbat feiert. Was ich als unsagbar schön empfang – nämlich, dass man die über 100-jährige Geschichte dieser Synagoge greifen und spüren konnte – schien für Abraham Kalantarov eine Belastung zu sein. Draußen an der Hauswand hängt eine Plakette des Kultur- und Sport-Ministeriums von Usbekistan, das die Synagoge als kulturelles Erbe Samarkands identifiziert; es ist ein Blick zurück, eben eine Zeitreise, und Kalantarov empfindet dies wohl ebenfalls so. Seine Synagoge soll kein Museum werden und doch ist sie auf dem besten Weg eines zu werden.

Ich hätte den alten Rabbi gerne fotografiert, aber das wollte er nicht. Die Verabschiedung war freundlich, aber irgendwie auch traurig. Obwohl, als ich ihn dann auf dem alten Rad wegfahren sah, musste ich wieder schmunzeln. Es war ein schönes Bild zum Abschied. Ganz im Sinne meiner Bucket-Liste und „dem Besten, das ganz zum Schluss kam“.

Samarkands „Platz des sandigen Ortes“

Der „Registan“ ist das Herz des antiken Samarkands im heutigen Usbekistan und gehört zu den prächtigsten Plätzen Zentralasiens. Mit seinen drei Medresen gilt er einzigartiges Beispiel der architektonischen Gestaltung eines Hauptplatzes. Am Registan befinden sich die Ulugbek-Madrasa aus dem frühen 15. Jahrhundert, die Sher-Dor-Madrasa von 1636 sowie die Tilya-Kori-Madrasa von 1660. Dazu kommt das Scheibaniden-Mausoleum aus dem 15. Jahrhundert. Ulugbek galt lange als eine der bedeutendsten Universitäten der muslimischen Welt. Heute dient der Registan-Platz als wichtigste Sehenswürdigkeit der noch jungen usbekischen Tourismusindustrie.

10 Jahre Neue Synagoge Mainz

Das neue jüdische Gotteshaus der rheinland-pfälzischen Landeshauptstadt ist eine architektonische Perle.

Von Mario Thurnes

Sehr modern kommt die Mainzer Synagoge daher.

Die Neue Synagoge Mainz steht nun bald seit zehn Jahren. Am 16. Oktober jährt sich das Richtfest entsprechend. Das Gemeindeleben hat seitdem einen deutlichen Aufschwung erlebt, wie Rabbiner Aharon Ran Vernikovsky feststellt. Zudem ist die Jüdische Gemeinde durch die Synagoge sichtbarer geworden – buchstäblich, aber auch metaphorisch.

Aktuell begeht die Jüdische Gemeinde Mainz/Worms die Jüdischen Kulturtage. Eine Veranstaltungs-Reihe, die sich von Anfang September bis Ende Oktober zieht. Lesungen, Ausstellungen oder Führungen gehören zum Programm. Sie entsprechen dem Geist, den Rabbiner Aharon Ran Vernikowsky mit dem Bau der Neuen Synagoge verbindet:

„Wir wollen als Jüdische Gemeinde den Dialog führen. Davon profitieren alle. Die nichtjüdische Gesellschaft erfährt etwas von jüdischem Leben und auch für uns ist es wichtig, uns zu öffnen."

Die Alte Synagoge war in den Novemberpogromen 1938 vom braunen Mob zerstört worden. Von ihr blieb ein halbes Dutzend Säulen übrig. Nach dem Krieg entstand an der Stelle in der Mainzer Neustadt das Gebäude des Hauptzollamtes. Ein denkbar grober, hässlicher Klotz.

Es war vor allem das Engagement des damaligen rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck und des damaligen Mainzer Oberbürgermeisters Jens Beutel (beide SPD), die den Neubau an historischer Stelle vorantrieben. Unter anderem beteiligten sie sich als Schirmherren an der Gründung einer Magenza-Stiftung und organisierten politisch die rund 10 Millionen Euro, die für den Bau nötig waren.

Der geriet spektakulär. Der Architekt Manuel Herz orientierte sich am Jüdischen Museum in Berlin und schuf ein Werk, das in seiner Luftigkeit eine Wohltat für den Stadtteil ist – und in keinem größeren Kontrast zu dem Klotz stehen könnte, der die Lücke vorher besetzt hielt. Der Bau bildet die fünf hebräischen Buchstaben nach, die das Wort „Kaduscha" formen.

Die Synagoge war so von Anfang an ein Hingucker. Ein Effekt, den Rabbiner Aharon Ran Vernikovsky als positiv bewertet:

„Schon allein dadurch, dass Menschen hier vorbeigehen und ihnen der Bau ins Auge fällt, wirft das Fragen bei ihnen auf: Was hat es mit dem jüdischen Leben zu tun, das sich dahinter verbirgt? So entsteht Interaktion. Und das ist gut so."

In der Tat stieß die Neue Synagoge von Anfang an auf großes Interesse. Die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Anna Kischner, erinnert zur Eröffnung der Jüdischen Kulturtage an den Tag der Offenen Tür, den die Gemeinde seinerzeit anbot: Der musste am folgenden Tag wiederholt werden – einfach weil das Interesse so groß war.

Gut 450 Menschen bietet der Veranstaltungsraum Platz. Die Möglichkeiten, die daraus entstehen, nutze die Gemeinde reichlich, berichtet Rabbiner Aharon Ran Vernikovsky: „Unser Angebot ist seitdem stärker geworden. Vielfacher. Seriöser. Und niveauvoller." Das wirke nach innen genauso wie nach außen: „Das Interesse an jüdischem Leben ist in der Region dadurch größer geworden."

Der Rabbiner hält es für eine zentrale Frage, die Arbeit an solchen Angeboten zu stärken: „Ohne geistige Inhalte kann das Judentum in Deutschland keine Zukunft aufbauen." Geistige Inhalte seien der Schlüssel des jüdischen Lebens.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in der digitalen Welt, in der wir leben, darf unsere Redaktion sich nicht auf die gedruckte Zeitung beschränken. Denn die Verbreitungsmöglichkeiten der Zeitung auf Papier sind beschränkt. Sie bekommt man nicht unbedingt in jedem Pressekiosk – besonders in kleineren Orten ist das problematisch. Sie wird nicht überall ins Ausland ausgeliefert, und wenn, dann mit einigen Tagen Verspätung. Eine Abo-Lieferung ins Ausland kostet zusätzlich.

Aber auch wenn alle diese Schwierigkeiten auf Sie nicht zutreffen und Sie vor der Haustür einen Pressekiosk haben, wo die Zeitung regelmäßig angeboten wird, möchten Sie möglicherweise nicht immer vor die Tür gehen und in der Zeitung blättern (falls das vom Kioskbesitzer geduldet wird), bevor Sie sie kaufen.

Für alle, die es bequem, schnell und ohne geografische Einschränkungen mögen, bieten wir nun eine neue Vereinfachung:

Kaufen Sie auf der Seite www.juedische-rundschau.de/shop jede einzelne Ausgabe der „Jüdischen Rundschau" oder abonnieren Sie die Zeitung als e-Paper.

Das bringt Ihnen nur Vorteile:

- Sie können die Zeitung lesen noch bevor sie an die Kioske und zu den Abonnenten der Druck-Ausgabe kommt.
- Sie können die Zeitung bzw. einzelne Artikel bequem elektronisch archivieren, ohne viel Papier zu Hause zu stapeln.
- Sie können sich vor der Kaufentscheidung einen Eindruck über den Inhalt der aktuellen Ausgabe verschaffen, ohne einen kritischen Blick des Kioskbesitzers ertragen zu müssen.
- Sie können die Zeitung an jedem Ort der Welt lesen, wo Sie Internet haben – ohne zeitliche Verzögerungen und ohne Aufpreis.
- Sie sparen Geld – die Einzelausgabe kostet als e-Paper 3 Euro statt 3,70 Euro am Kiosk, das Jahresabo 33 Euro statt 39 Euro für die Druckausgabe.
- Und nicht zuletzt tragen Sie sogar zum Schutz der Umwelt bei.

Um all diese Vorteile zu nutzen, brauchen Sie nur unsere Website www.juedische-rundschau.de/shop zu besuchen. Ein Button für den Kauf der Zeitung als e-Paper finden Sie sowohl auf der Hauptseite (oben links) als auch hinter jedem einzelnen Artikelausschnitt in der Online-Version der Zeitung.

Der König im Feld

Interessante Bräuche und inspirierende Ideen für eine bedeutungsvolle Vorbereitung zum jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana

Von Rabbiner Elischa Portnoy

Schofar-Blasen zum jüdischen Neujahrsfest.

Wenn wir an den nichtjüdischen Jahreswechsel denken, fallen uns vor allem solche Begriffe ein wie Feuerwerke, Champagner und gute Vorsätze. Wir alle möchten, dass im neuen Jahr alles besser wird, und wir gesund und erfolgreich werden. Doch all dies, was das „Vorbereiten“ auf den Jahreswechsel beinhaltet (Champagner, gute Vorsätze, Böller), beeinflusst unser Leben im neuen Jahr nur wenig. Die Stimmungsmacher werden schon am Morgen vergessen und die guten Vorsätze werden nicht mehr als ein paar Wochen gehalten. Deshalb bleibt unser Leben nach dem kalendarischen Jahreswechsel meistens so wie im vorigen Jahr.

Ganz anders sieht es mit dem jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana aus. Rosch Haschana ist kein ordinärer Jahreswechsel, dieser Tag ist der Tag des Gerichts! Alles, was im kommenden Jahr passiert, Freude und Unglück, Vergnügen und Leiden, Geburten und Ableben, Krankheiten und Heilungen werden an diesem Tag für das ganze Jahr entschieden. Der große mittelalterlicher Weise Rif (Rabbi Jitzhak ben Jakob Alfasi, 1013-1103) schrieb sogar, dass manche Sachen, die an diesem Tag entschieden werden, das ganze Leben eines Menschen beeinflussen werden!

Wenn man die Bedeutung dieses Tages versteht, dann möchte man natürlich gut darauf vorbereitet sein, um sein Schicksal nicht zu vergeigen.

Unsere Weisen bestätigen, dass die richtige und sorgfältige Vorbereitung tatsächlich nötig ist, und da diese Tage so schicksalhaft sind, haben wir einen ganzen Monat dafür Zeit!

Schon der hebräische Name dieses Monats „Elul“ hat es in sich. Die Buchstaben Alef, Lamed, Vav und Lamed sind laut der Überlieferung ein Hinweis auf den Vers in Schir haSchirim (Hohelied 6:3) „Ani leDodi veDodi Li“ („Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter mir“). Daraus entnehmen unsere Weisen, dass dieser Monat sehr besonders ist und großes Potenzial beinhaltet. Doch diese Besonderheit und das Potenzial von Elul sind nicht zufällig entstanden, sondern haben mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen zu tun.

Das Goldene Kalb

Als die Juden kurz nach dem Auszug aus Ägypten am 17. Tammuz das Goldene Kalb gemacht haben, hat Mosche Rabejnu die von G’tt gegebenen Bundestafeln mit den 10 Geboten zerschlagen. Danach hat Mosche 40 Tage zu G’tt gebetet, um Verzeihung für diese Sünde des Volk zu erbitten. G’tt hat das Gebet Mosches gehört und bat Mosche zwei neue Tafeln zu machen, und auf den Berg zu Ihm zu kommen. Dort verbrachte Mosche noch 40 Tage. Am Ende dieser Zeit bekam unser Lehrer nicht nur die neuen Bundestafeln, sondern auch die vollständige Vergebung der Sünde des Kalbes. Dass Mosche nach diesen letzten 40 Tage am Jom Kippur (Tag der Sühne), am 10.Tischrej zurückkam, bedeutet, dass sein Aufenthalt bei G’tt am Berg Sinai am 1. Elul begann (genau 40 Tage vor Jom Kippur).

Deshalb sagen unsere Weisen im Midrasch Tanchuma, dass so wie die ersten 40 Tage, als Mosche nach der Offenbarung bei der Thora-Übergabe bei G’tt blieb (vom 7. Siwan bis zum 17. Tammuz), voll Wohlgefallen waren, so waren auch diese letzte 40 Tage vom 1. Elul bis Jom Kippur voll Wohlgefallen.

Alle Ereignisse der jüdischen Geschichte hinterlassen einen bleibenden Eindruck in deren Zeit. Deshalb bekam auch der Monat Elul die Eigenschaft von „Jemej Ratzon“ (Tage des Wohlgefallens). Der Alte Rebbe (1. Ljubawitscher Rebbe Rabbi Scheur Salman von Liadi) pflegte die Bedeutung dieser Tage mit einer schönen Parabel zu erklären: ein König, der normalerweise in seinem Palast sitzt, ist für einfache Mensch unerreichbar. Wenn der König jedoch ins Feld spazieren geht, dann haben seine Untertanen die seltene Möglichkeit ihn dort zu treffen, ihn anzusprechen und ihm seine Sorgen und Wünsche zu erzählen.

Das trifft auch auf den Monat Elul zu: während des Jahres sitzt G’tt, der König der Welt, in Seinem „Schloss“, fast unerreichbar für uns. Jedoch, im Elul kommt Er „ins Feld“, näher zu uns, wo wir Ihn leichter „treffen“ können.

Um diese gesegnete Zeit richtig zu nutzen, entstanden zahlreiche Bräuche und Verfügungen unserer Weisen, die in keinem anderen Monat zu finden sind.

Schofar-Blasen

So wird den ganzen Elul lang Schofar nach dem Morgengebet Schacharit geblasen. Nur am Tag vor Rosch Haschana unterbricht man es, unter anderen um den Satan (Ankläger) zu „verwirren“ (was natürlich eine tiefere Bedeutung hat). Der Grund fürs Schofar-Blasen ist, das Volk zur Rückkehr zu bewegen, denn die Natur des Schofars ist es, zu erwecken und zu erschrecken – wie es beim Propheten treffend beschrieben ist (Amos 3:6): „Wird wohl in der Stadt ins Schofar gestoßen und das Volk erschrickt nicht?“. Wenn man in der Synagoge nicht anwesend war, kann man auch zu Hause während des Tages ins Schofar blasen. Außerdem wird zusätzlich zu den täglichen Gebeten zweimal am Tag der 27. Psalm gelesen, der uns für Spirituelles sensibilisieren soll.

Ein weiterer bekannter Minhag (Brauch) sind die Selichot (Gebete um Verzeihung). Die Sefarden beginnen damit schon am Anfang des Monats, europäische Juden (Aschkenasim) lesen diese Gebete erst eine Woche vor Rosch Haschana. Da Selichot normalerweise in der Morgenfrühe, noch vor dem Morgengebet rezitiert werden, ist es auch ein Zeichen von uns an G’tt: siehe, wir stehen früher auf, geben uns Mühe, weil wir den Ernst der Lage erkannt haben!

Die Auswahl eines würdigen Vorbeters

Diese Gebete sind so wichtig, dass man dafür nach zahlreichen Kriterien einen erfahrenen Schaliach Tzibbur (Vorbeter) zu finden versucht. Er soll idealerweise würdig und groß in der Thora und guten Taten sein, über 30 Jahre alt, Kinder haben und von allen Betern respektiert werden. Eine solche Person sollte auch für das Vorbeten zu Rosch Haschana und Jom Kippur gefunden werden. Konnte man so einen perfekten Vorbeter nicht finden, darf jeder Beter die Gebete führen – Hauptsache ist, dass er von allen in der Gemeinde akzeptiert ist und keine Feinde unter den Gemeindemitgliedern hat. Sonst werden weder seine Tfilla (Gebet) noch jene der Gemeinde vom Himmel angenommen.

In den letzten Jahren verbreitete sich der Minhag Tfillin und Mezuzot im Elul zu prüfen. Man möchte sicher sein, dass wenn man von G’tt gerichtet wird und auf ein gutes Urteil hofft, nicht wegen zufällig unkoscher gewordener heiliger Gegenstände in Bedrängnis kommt.

Der wichtigste Tag bei der Vorbereitung ist der Tag direkt vor dem Feiertag selbst (Erew Rosch Haschana). Viele fasten einen halben Tag (bis Mittag), viele Männer tauchen im rituellen Tauchbad „Mikwe“, um sich spirituell zu reinigen.

Nur vor Roscha Haschana gibt es den Brauch zu den Gräbern der Tzaddikim (Gerechten) zu gehen. Dabei wird natürlich nicht zu den Verstorbenen gebetet, denn das wäre die Übertretung eines Thora-Verbots. Vielmehr hoffen wir, dass die Verdienste dieser gerechten Menschen uns beim Gericht beistehen werden. Deshalb werden am Grab folgende Wörter gesprochen: „Möge es wohlgefällig sein, dass die Ruhe dessen, der hier begraben, in Ehre sein und sein Verdienst mir beistehe“.

Interessanteweise warnen die Kabbalisten davor das selbe Grab an einem Tag zweimal zu besuchen.

Außerdem pflegen viele gleich nach dem Morgengebet die Aufhebung der Gelübde zu machen. Der Text dafür steht in vielen Siddurim, und wenn man es auf Hebräisch nicht versteht, soll man die Aufhebung in der Sprache machen, die man versteht. Am Ende dieses intensiven und ereignisreichen Tages zieht man sich festlich an und geht mit Zuversicht und Freude in die Synagoge.

Es ist natürlich kein Zufall, dass der Monat Elul gerade vor Rosch Haschana kommt. Unser lieber G’tt hat uns eine fantastische Möglichkeit gegeben, uns geistig und spirituell zu steigern und uns zum Gefäß zu formen, das imstande ist, G’ttes Segen zu empfangen.

Und wenn wir uns Mühe geben und diese Möglichkeit aufgreifen, können wir die zwei Feiertage von Rosch Haschana so nutzen, dass wir für uns und unsere Familien ein süßes und gesegnetes Jahr verdienen!

Die Thora im Himmel lernen

Die Zufluchtsstädte in der Maschiach-Ära, der schwerste Krieg, idealer Feminismus und gut dosierte Freude in der Übersicht der Wochenabschnitte der Thora im Monat September

Von Rabbiner Elischa Portnoy

Mit den Parschijot „Schoftim“ (Richter), Ki Tetze (Wenn du ziehst), Ki Tawo (Wenn du kommst) und Nitzawim (Ihr steht) wird im September der „Kern“ des 5. Buches der Thora „Dewarim“ gelesen. Allein in den ersten beiden Wochenabschnitten gibt es 115 der 613 Gebote der Thora! Und selbstverständlich gibt es auch in diesen Texten zahlreiche spannende und lehrreiche Ideen, die fundamentale Prinzipen des Judentums enthalten.

Boris Horvath, AFP

Die jüdische Religion steht nur in scheinbarem Widerspruch zum Feminismus.

Die Erlösung kommt, aber langsam

Der Wochenabschnitt „Schoftim“ beinhalten mehrere spannende und exotische Gesetze, sowie die Vorschriften für die Richter, Könige und Propheten. Weniger spannend sind die Gesetze von „Arei Miklat“ (Zufluchtsstädten), die in der Mitte des Wochenabschnittes diskutiert werden. Das Gebot, dass ein unabsichtlicher Mörder in eine Zufluchtsstadt fliehen muss, wurde in der Thora schon einige Male erwähnt. Jedoch gibt es hier ein paar neue Details, die früher nicht vorkamen. So wird zum Beispiel angekündigt, dass zu den schon früher vorgeschriebenen „Arei Miklat“ in Zukunft noch drei weitere hinzu kommen: „Und wenn HaSchem, dein G‘tt, dein Gebiet erweitern wird, wie er deinen Vätern versprochen hat, und dir das ganze Land gibt, das er verheißen, deinen Vätern zu geben, Wenn du beachten wirst dieses ganze Gebot, es auszuüben, das ich dir heute gebiete, HaSchem, deinen G‘tt, zu lieben und in seinen Wegen zu wandeln alle Tage, dann sollst du dir noch drei Städte hinzutun zu jenen Dreien“.

Wenn man diese Zeile nicht einfach als poetischen Vers, sondern als Vorhersage der Zukunft betrachtet, stellt sich gleich folgende Frage: was bedeutet „dein Gebiet erweitern wird“? Wenn es bedeutet, dass die Grenzen des Landes Israel erweitert werden sollen, wie genau soll das geschehen? Bis nach Europa? Bis nach Amerika?

Unsere Weisen erklären einstimmig, dass der Vers hier über die Messianische Ära spricht: wenn der langerwartete Erlöser kommt, wird nicht nur alles gut sein (alle Juden im Lande Israel versammelt, der 3. Tempel aufgebaut usw.), sondern auch das Land Israel wird vergrößert! Raschi im Namen von Midrasch Sifri bringt, dass es sich um genau drei benachbarte Länder handelt: „… wird dir das Land des Keni, Kenisi und Kadmoni geben“ (was das genau bedeutet, dazu gibt es viele verschiedene Meinungen unter unseren Weisen).

Wenn man diese Erklärung liest, muss man sich eigentlich sehr wundern: wenn es um die messianische Ära geht, wozu braucht man dann Zufluchtsstädte? In der messianischen Zeit sollte eigentlich Frieden und Wohlergehen herrschen. Wie soll dann noch ein Mord möglich sein, wenn auch nur unabsichtlich, so dass der Mörder überhaupt in eine von den Zufluchtsstädten fliehen muss?

Der 7. Ljubawitscher Rebbe Rabbi Menachem Mendl Schneerson (1902-1994) gibt eine faszinierende Erklärung hierfür. Der Rebbe meint, dass man daraus schlussfolgern könnte, dass wenn der Maschiach kommt, nicht unbedingt sofort allgemeiner Friede und Wohlergehen sein muss. Es könnte ein langer dreistufiger Prozess sein: zuerst kommt der Maschiach und beginnt seine „Aufgaben“ zu erledigen: Juden in Eretz Israel sammeln, gegen die Feinde kämpfen, den Tempel aufbauen – so wie es Rambam in „Mischne Tora“ ausführlich beschreibt. In dieser Zeit, vermutet der Rebbe, könnte es durchaus solche Delikte wie Mord und Totschlag geben. Erst wenn der Maschiach seine Ziele erreicht, entsteht die tatsächliche Messianische Ära, wie es der Prophet Jeschajahu so schön ausgedrückt hat: „kein Volk wird wider das andere ein Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr erlernen“. Und irgendwann danach geschieht die Auferstehung der Toten, wie ebenfalls von den Propheten vorhergesagt wurde.

Ob das so sein wird oder anders, wissen wir jetzt natürlich nicht. Aber allein schon das Nachdenken darüber soll uns in unseren unruhigen Zeiten Vorfreude machen.

Der wichtigste Krieg ist der gegen den eigenen Trieb

Der Wochenabschnitt „Ki Tetze“ beinhaltet viele Gebote, darunter einige sehr merkwürdige wie die Gebote über „die schöne Gefangene“ oder „den widerspenstigen Sohn“.

Der Vers, der die Reihe dieser Gebote einleitet, ist folgender: „Wenn du ausziehst zum Krieg gegen deine Feinde, und HaSchem, dein G‘tt, ihn in deine Hand gibt, und du von ihm Gefangene machst“.

Auch wenn der Vers eine eigene einfache Bedeutung hat, so bringen die Weisen der Chassidut eine schöne chassidische Erklärung, die für jeden Menschen relevant ist und jeden inspirieren kann. Den Vers kann man – dieser Erklärung nach – so verstehen, dass es sich hier um den Krieg gegen den eigenen Bösen Trieb (Jetzer haRa) handelt. Um gegen diesen Trieb zu gewinnen, muss man gegen ihn in den „Krieg ziehen“, dagegen aktiv kämpfen. Und erst dann „… HaSchem, dein G’tt, ihn in deine Hände gibt…“ – wirst Du fähig sein, dein Jetzer zu besiegen. Und das Ziel dieses Kampfes ist „…und du von ihm Gefangene machst“ – dass Du Funken der Heiligkeit sammelst, die in dieser Welt zerstreut sind und von Dir eingesammelt werden sollen. Und wenn alle Funken eigesammelt werden, dann wird der Weg für das Kommen des Maschiach frei. Und an diesem Beispiel sehen wir, wie schön und spannend die chassidischen Interpretationen der Thora sein können.

Jedoch kann auch die direkte Bedeutung von Versen und Geboten in dieser Parascha sehr lehrreich sein. So gibt es unter anderem zwei ähnliche Verbote, die in einem Vers zusammengefasst sind (22:5): „Ein Weib soll keine Männertracht tragen, und ein Mann soll keine Weiberkleider anziehen; denn wer solches tut, denn ein Gräuel von HaSchem, deines G‘ttes, ist, wer so etwas tut“. Also, einmal ist der Frau verboten „Männersachen“ anzuziehen, und einmal ist dem Mann verboten typische Frauenkleider zu tragen.

Es stellt sich natürlich die Frage, was daran so schlimm ist, wenn eine Frau zum Beispiel Cargo-Hosen anzieht, oder ein Mann in einem Rock herumläuft? Unsere Weisen geben unterschiedliche Antworten auf diese Frage. So bringt Raschi (Rabbi Schlomo ben Jitzhak, 1040-1105) „die Thora hat nur ein solches Kleid verboten, das zu Unzucht führt“. Mit anderen Wörtern, wenn eine Frau sich „männlich“ kleidet, um wie ein Mann auszusehen und mit Männern zu verkehren und umgekehrt, wenn ein Mann sich „weiblich“ macht, um unter Frauen zu weilen, wird das früher oder später zur Unzucht führen und den Zorn G’ttes erregen.

Der Feminismus und die Frauenkleidung

Rambam bemerkt, dass „Umkleiden“ früher bei Götzendienst und Hexerei Praxis war, und deshalb dürfen wir auch nicht annähernd mit diesen verwerflichen Praktiken in Berührung kommen.

Andere Weise meinen, dass der Grund für dieses Verbot darin besteht, dass die Rollen, die Mann und Frau bei der Erschaffung bekommen haben, nicht vertauscht werden sollen: die Frau soll weiblich bleiben, der Mann männlich – und jeder soll seine persönlichen Aufgaben in dieser Welt erfüllen, wie es von G’tt geplant wurde.

Interessant ist, dass entsprechend der Mündlichen Thora nicht nur „fremdes Kleiden“ verboten ist. So darf eine Frau nicht nur keine typischen Männerhosen anziehen, sondern sich auch keine „männliche“ Frisur machen und auch keine Waffen tragen. Und auch für Männer gelten mehrere Halachot in diesem Bereich: unter anderem dürfen Männer ihre Haare nicht färben, wie Frauen es tun usw. Unter Halacha-Experten ist sogar das Verkleiden fürs Theater oder das Purim-Spiel umstritten.

Auch wenn solche Verbote insbesondere für moderne Menschen nicht „zeitgemäß“ oder „zu weit hergeholt“ scheinen, sagt der Ljubawitscher Rebbe, dass die Bedeutung dieser Verbote viel tiefer liegt und eine zeitlose Botschaft beinhalten. Besonders in unserer Zeit, in der der Feminismus eine immer größere Rolle spielt, kann der falsche Eindruck

entstehen, dass die Frauen durch solche Gebote in eine „schlechtere Stellung“ als die Männer geraten sollen. Schließlich wurden doch auch Frauen nach dem Ebenbild G’ttes erschaffen. Aber dieser Gedanke, betont der Rebbe, ist ziemlich gefährlich: das degradiert Frauen, vernichtet ihre Einzigartigkeit und ihre eigene Wertschätzung, zwingt sie dem Mann zu „ähneln“. Genau das aber versucht die Thora mit diesen Geboten zu verhindern: wenn die Frau den Mann nachahmt, kann sie ihr eigenes Potenzial nicht entdecken und wird auch nie in den Genuss dieses Potenzials kommen. Die Weiblichkeit ist um G’ttes Willen nicht eine Schwäche, die man überwinden muss, sondern ein Geschenk G’ttes, das geschätzt und anerkannt werden sollte.

Dosierte Freude

Der Wochenabschnitt „Ki Tawo“ beginnt mit der Mitzwa von Bikurim (Erstlinge). Nachdem die ersten Früchte geerntet wurden, sollte der jüdische Bauer die Erstlinge der „Sieben Arten“ (Weizen, Gerste, Granatapfel, Weintrauben, Olive, Datteln, Feigen) nach Jerusalem bringen und bei einem der Priester im Tempel abgeben. Bei der Übergabe sollte der Bauer die sogenannte „Mikra Bikurim“ – einen Abschnitt aus unserer Parascha (26:3-10), in dem G‘tt gegenüber Dankbarkeit für Seinen Beistand ausgedrückt wird – rezitieren.

Merkwürdigerweise beginnt diese „Mikra Bikurim“ mit der Erwähnung von schweren Zeiten, die Juden in der Vergangenheit erleben mussten: das gefährliche Leben von Jakow beim Lawan und die Versklavung in Ägypten. „Du sollst anheben und sprechen für HaSchem, deinen Gott: Ein herumirrender Aramäer war mein Vater, und er ging hinab nach Mizrajim und weilte daselbst mit einem geringen Häuflein, und wurde daselbst zu einem Volk, groß, mächtig und zahlreich. Und es misshandelten uns die Ägypter und drückten uns und legten uns schwere Lastarbeit auf.“ Danach folgt die Aufzählung von Wundern, die G’tt für unser Volk vollbracht hatte und die Erwähnung der Tatsache, dass jetzt das Gebot von den Erstlingen erfüllt ist.

Unsere Weisen haben dieses Prozedere als äußert fröhliches und festliches Ereignis beschrieben. Deshalb stellt sich Frage, warum ausgerechnet in einem so freudigen Moment der Bauer die Unglücke der Vergangenheit erwähnen sollte?

Rabbi Jakob ben Jitzhak Aschkenasi (1550-1620) bringt in seinem berühmten Kommentar zur Thora „Tzena uRena“ eine denkwürdige Idee, die auch für uns sehr wichtig sein könnte. Damit lehrt uns die Thora – so Rabbi Jakob – dass sogar bei den freudigsten Anlässen in unserem Leben, unsere Simcha (Freude) nicht ausufern soll. Auch in diesen Momenten sollen wir daran denken, dass es einmal nicht so gut war – und wenn man sich nicht hütet, könnte auch in Zukunft etwas Negatives passieren.

Es gibt eine bekannte Legende über König Schlomo, der einen Gegenstand haben wollte, der die Traurigen fröhlich macht und die Freudigen traurig. Ein Juwelier machte also einen Ring mit einer Inschrift aus den drei Buchstaben Gimel, Zein und Jud. König Schlomo verstand sofort, was diese Buchstaben bedeuten: „Gam ze jaawor“ (auch dies wird vorbei sein).

Deshalb sollte „Mikra Bikurim“ sowohl dem Bauern, der die Erstlinge zum Tempel gebracht hat, als auch allen Generationen von Juden, die diesen Abschnitt lesen, die gleiche Idee mitgeben: es gibt weder ständiges Glück noch ständiges Unglück. Die Zeiten und Lebensphasen ändern sich und wir sollen weder in bodenlose Trauer noch in ausufernde Freude verfallen.

Es gibt nichts Unmögliches

Der viertletzte Wochenabschnitt der Thora „Nitzawim“, der Ende September direkt vor Rosch Haschana gelesen wird, beschreibt den Anfang vom Ende. Es wird begonnen mit der Schilderung vom letzten Lebenstag von Mosche Rabejnu, seinen letzten Taten und seinen Abschiedsworten.

Es gibt keine Zurechtweisungen mehr und keine Erinnerungen an die Vergangenheit, sondern einen dringenden Appell das Gesagte zu verinnerlichen und entsprechend der Gebote und Anweisungen das Land Israel zu erobern und zu besiedeln. Es ist quasi das Testament von Mosche in seiner Liebe zum jüdischen Volk und in der Verantwortung für die große Zukunft seiner Menschen.

In seiner Rede erwähnt Mosche auch die Ereignisse, die vor unseren Augen passieren: die Entstehung des jüdischen Staates nach Tausenden Jahren des Exils („So wird HaSchem, dein G‘tt, zurückführen deine Gefangenen und Erbarmen mit dir haben, und dich wieder sammeln aus all den Völkern, dahin HaSchem, dein G‘tt, dich zerstreut hat… Und HaSchem, dein G‘tt, wird dich in das Land bringen, das deine Väter besessen, und du wirst es besitzen, und er wird dir wohltun und dich vermehren mehr als deine Väter“), eine massenhafte Teschuwa-Bewegung, bei der viele säkulare Juden ihre Tradition entdecken und zum Glauben ihrer Väter finden („Du aber wirst zurückkehren und gehorchen der Stimme von HaSchem, und ausüben all seine Gebote, die ich dir heute gebiete… Wenn du gehorchen wirst der Stimme von HaSchem, deines G‘ttes, zu beachten seine Gebote und seine Satzungen, die in diesem Buche der Lehre geschrieben; so wirst du zurückkehren zu HaSchem, deinem Gott, mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele“).

Und dann spricht Mosche unauffällig das Gebot vom Thora-Lernen an, was aber bei genauer Betrachtung eines der wichtigsten Grundsätze des Judentums beinhaltet: „Es ist nicht im Himmel, dass du sagst: Wer steigt für uns in den Himmel hinauf und holt es uns, und macht es uns kund, dass wir es tun. Und es ist nicht jenseits des Meeres, dass du sagst: Wer reist für uns jenseits des Meeres hin und holt es uns und macht es uns kund, dass wir es tun“. Dazu sagt der große Raschi: „Denn, wenn es im Himmel wäre, müsstest du zu ihm emporsteigen und es dort lernen“.

Was zuerst eine schöne Metapher zu sein scheint, ist jedoch eine außerordentlich wichtige Botschaft: nichts ist unmöglich! Wäre die Thora im Himmel gewesen, so wäre es möglich dorthin zu kommen und im Himmel die Thora zu lernen! Und da die Thora sich doch bei uns auf der Erde befindet, so kann jeder Jude diese erlernen!

Wenn es früher noch Mangel an Büchern und mancherorts an Lehrern gab, so ist es besonders in unserer Zeit ganz anders: es gibt viele große jüdische Verlage, die zahlreiche Thora- und Talmudkommentare in verschieden Sprachen herausgeben, im Internet kann man eine Vielzahl von Videos mit Unterricht (Shiurim) von berühmten Rabbinern aller Richtungen zu allen Themen zu jeder Zeit ansehen, zahlreiche WhatsApp- und Messenger-Gruppen bieten täglichen Halacha- und Mischna-Versand. Man kann heutzutage unglaublich viel Thora lernen und zum großen Gelehrten werden, ohne auch nur das eigene Zimmer zu verlassen!

Deshalb ist gerade für uns die ewige Botschaft „Thora ist nicht Himmel“ aktueller denn je. Und wenn wir diese wunderbare Chance richtig nutzen, dann können wir dem Vermächtnis von Mosche gerecht werden!

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung
Herausgeber: J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH
Verlag: J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH, Dahlmannstr. 23, 10629 Berlin
Für die Postsendungen: Postfach 12 08 41, 10598 Berlin
Tel.: (030) 54 71 02 50 Fax: (030) 23 32 88 60
E-Mail: redaktion@juedische-rundschau.de • www.juedische-rundschau.de
Redaktion: Simon Akstinat (V.i.S.d.P.) • Administration: Michail Goldberg • Layout: Maria Pokrovski
Kontaktmöglichkeiten
• per Post: **J. B. O. GmbH, Postfach 120841, 10598 Berlin** • per Mail: **redaktion@juedische-rundschau.de**
• per Telefon: **(030) 54 71 02 51** (Redaktion), **(030) 54 71 02 50** (Verwaltung) • per Fax (auch Anrufbeantworter): **(030) 23 32 88 60**
• per Website: **www.juedische-rundschau.de**
Werbeabteilung: Tel.: **(030) 54 71 02 50** • E-Mail: **werbung@juedische-rundschau.de**
Druck: Pressedruck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Str. 24, 14473 Potsdam
Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis: frei Haus jährlich 39€, ermäßigt 32€ einschließlich 7% MwSt.
Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.
© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel «AFP» gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt.
Es gelten AGB vom 01.05.2014 und Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 01.09.2014

COUPON ABO-BESTELLUNG

Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von

- ☐ **39 € für ein Jahr (Preis gilt für Deutschland, in anderen EU-Ländern und Schweiz - 58 €, in Israel zum Preis von 82 €)**
- ☐ **49 € für ein Jahr in einem Umschlag (Preis gilt für Deutschland)**
- ☐ **73 € für zwei Jahre (Preis gilt für Deutschland)**
- ☐ **32 € für ein Jahr als Student (nur in Deutschland, mit Nachweis).**

Name, Vorname _____
Strasse, Hausnummer _____
PLZ _____ **Wohnort** _____
Geburtsdatum _____ **Telefon:** _____ **E-Mail:** _____

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen von dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ **Unterschrift** ✘ _____

Ich zahle gegen Rechnung:
Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeiten werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Jeder neuer Abonnent der Zeitung «Jüdische Rundschau» erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.

Unsere Kontaktadressen

J. B. O., Postfach 12 08 41,
10598 Berlin

(030) 54 71 02 51 (Redaktion, auch Anrufbeantworter)
(030) 54 71 02 50 (Verwaltung, auch Anrufbeantworter)

redaktion@juedische-rundschau.de

(030) 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)

www.juedische-rundschau.de

www.facebook.com/jrundschau

@jrundschau

Israel will ausgestorbene Mammuts unter Artenschutz stellen

Die weitsichtige Initiative des jüdischen Staates klingt angesichts der bereits ausgestorbenen Art seltsam, soll aber den Raub und die Zerstörung archäologischer Funde verhindern.

Von Ulrich Sahm

Prähistorische Elefanten auf einem Gemälde von Zdenek Burian.

Ausgestorben, ausgestorbener, am ausgestorbensten? Diese Steigerungsformen scheinen etwas skurril und ist vergleichbar mit tot und toter. In diesem Sinne klingt ein Vorschlag Israels bei der derzeit in Genf tagenden Weltartenschutz-Konferenz (Cites) ein wenig seltsam. Der prähistorische Elefantenverwandte ist schon seit 10.000 Jahren ausgestorben. Einige Restpopulationen sollen sich bis etwa 2.000 vor Christus gehalten haben. Die Israelis beantragen nun, das ausgestorbene Wollhaarmammut unter Artenschutz zu stellen.

Dabei stellt sich heraus, dass neben Israel auch Kenia einen ähnlichen Antrag schon im Januar angemeldet haben: im Washingtoner Artenschutzabkommen (CITES) Wollhaarmammuts auf die Liste geschützter Tiere zu setzen. Letztlich geht es darum, heute noch lebende Elefanten zu retten und dem Elfenbeinhandel endgültig einen Riegel vorzuschieben. Wie die Wiener Zeitung „Kurier“ berichtet, schmelzen durch die Erderwärmung immer mehr Permafrostböden und legen Wollmammutkadaver frei. Bis zu 150 Millionen Mammuts könnten unter der Tundra liegen. Das Elfenbein ihrer Stoßzähne darf legal gehandelt werden. Schließlich sind die Urzeittiere bereits ausgestorben. Aus diesem Grund reisen findige Händler im Sommer nach Sibirien, um dort nach den Kadavern zu graben. Ihre Fundstücke exportieren sie fast ausschließlich nach China.

In China heiß begehrt

In China ist Elfenbein heiß begehrt: Es wird zur Herstellung von traditionellen Schnitzkunstwerken verwendet. In der chinesischen Medizin wird dem Material zudem eine heilende Wirkung nachgesagt. Nachdem die Volksrepublik Ende 2017 den Elfenbeinmarkt zum größten Teil geschlossen hat, bietet Mammutelfenbein eine legale Alternative. Es wird geschätzt, dass rund 50 % des in China verkauften Elfenbeins von Mammuts stammen.

Ebenso wie legal gehandeltes Elfenbein, könnte auch das Elfenbein der Mammuts in Zukunft vermehrt dazu dienen, den Handel mit gewildertem Elfenbein zu vertuschen. Dem „weißen Gold“ ist nämlich schwer anzusehen, ob es von einem Mammut oder von einem frisch getöteten Tier stammt. Ursula Göhlich von der geologisch-paläontologische Abteilung am Naturhistorischen Museum Wien wird im „Kurier“ zitiert: „Besonders bei verarbeitetem Elfenbein ist es oft gar nicht möglich einen Unterschied festzustellen.“

Unterschied schwer zu erkennen

Die Forscher im Naturhistorischen Museum sind immer wieder mit Stoßzähnen oder Kunstwerken aus Elfenbein konfrontiert. „Wir bekommen hier am Museum immer wieder Anfragen vom Zoll“, erzählt Göhlich. „Bei einem Stoßzahn ist der Unterschied oft schon an der Krümmung erkennbar.“

Die einzig sichere Methode zur Bestimmung der Herkunft von verarbeitetem Elfenbein ist die Radiokarbonmethode. Dank des atomaren Verfalls von Kohlenstoff in lebenden Organismen kann das exakte Alter des Objekts ermittelt werden. „Für eine Untersuchung müsste man aber eine Probe des Materials entnehmen. Das ist bei Kunstwerken jedoch schwierig“, gibt Göhlich zu bedenken. Weder die Forscher und schon gar nicht die Verkäufer würden eine Beschädigung oder gar Zerstörung des Artefaktes in Kauf nehmen wollen.

Kenianische Sicherheitskräfte beschlagnahmen geschmuggeltes Elfenbein.

Würden Mammuts unter Artenschutz gestellt werden, wäre auch der Handel mit ihrem Elfenbein illegal. Somit könnte das Elfenbein von gewilderten Elefanten auch nicht mehr als legales Mammutelfenbein getarnt verkauft werden. Ursula Göhlich steht hinter dem Vorstoß Israels: „Solange Elfenbein angeboten und verarbeitet wird, gibt es einen Bedarf an dem Material.“ Tatsächlich werde heutiges, gewildertes Elfenbein häufig als fossiles Mammutelfenbein verkauft. „Dadurch wird der Markt am Laufen gehalten. Deswegen wäre es ideal, wenn der Handel mit Elfenbein vollkommen untersagt wird. Denn dann wäre alles im illegalen Bereich“, meint die Naturwissenschafterin.

Laut der Weltnaturschutzunion (IUNC) ist die Wilderei die größte Bedrohung für die afrikanischen Elefanten. Ihre Zahl ist seit dem Jahr 1981 von rund 1,2 Millionen auf einen Bestand von nur noch 415.000 Tieren gesunken. Insgesamt ist die Zahl der Elefanten in Afrika zwischen 2006 und 2016 um 20 % eingebrochen.